

Lektüren

Götz Kubitschek
Zwischen den Zeilen

Bernd Wagner
Von Verlag zu Verlag

Erik Lehnert
Geschichtsdenker

Benedikt Kaiser
Linke lesen

David Engels
Tolkiens Reich

Sezession

Herausgegeben vom
Verein für Staatspolitik e.V.
Rittergut Schnellroda
06268 Steigra
E-Mail: redaktion@sezession.de

Vertreten durch Dr. Erik Lehnert
(Vorsitzender)

Eingetragen im Vereinsregister
am Amtsgericht Stendal,
Registernummer: 46786

Unter Mitarbeit von Wolfgang Dvorak-
Stocker, Benedikt Kaiser, Ellen
Kositza, Götz Kubitschek (V.i.S.d.P.)
und Erik Lehnert

18. Jahrgang, Heft 94,
Februar 2020

Sezession erscheint im Februar, April,
Juni, August, Oktober und Dezember.
Der Preis für das Einzelheft beträgt
11 € zzgl. Versandkosten.

Wer *Sezession* für mehr als lesenswert
hält, kann ein Förderabonnement
(75 €/sechs Hefte) zeichnen. Das nor-
male Jahresabonnement (sechs Hefte)
kostet 50 €, ermäßigt 35 € (junge Leser
in Ausbildung), jeweils inkl. Versand.
Auslandsabonnenten bezahlen zusätzlich
10 € Porto im Jahr.

Wird das Abonnement nicht bis zum
30. November gekündigt, verlängert es
sich um ein weiteres Jahr.

Alle Rechte für sämtliche Artikel im
Heft vorbehalten. Manuskripte sind
übrigens stets willkommen und sollten
als Kurzbeitrag 9000 und als Grundla-
genbeitrag 15 500 Zeichen (inkl. Leer-
zeichen) umfassen.

Satz & Layout:
satz@sezession.de

Sezession
Rittergut Schnellroda
06268 Steigra
Tel: (03 46 32) 90 43 99
Fax: (03 46 32) 90 43 97

redaktion@sezession.de
vertrieb@sezession.de
www.sezession.de

Editorial

- 1 **Zugänge**
Götz Kubitschek

Bild und Text

- 2 **Es war einmal ... ein Leseland**
Ellen Kositza

Thema »Lektüren«

- 4 **Vom rechten Gebrauch des Lesens**
Ivor Claire
- 8 **Zwischen den Zeilen**
Götz Kubitschek
- 12 **Von Verlag zu Verlag**
Bernd Wagner
- 18 **Geschichtsdenken**
Erik Lehnert
- 24 **Linke Lektüre. Eine Anleitung**
Benedikt Kaiser

Bildteil

- 30 **Heroisches Scheitern – Tolkiens Reich**
David Engels
- 40 **Das katholische Abendland**
Felix Dirsch
- 44 **Freyer lesen**
Thor v. Waldstein
- 48 **C. G. Jung und die Neue Rechte**
Sophie Liebnitz
- 52 **Gedichte lesen – zwölf Gründe**
Jonas Mahraun
- 56 **Leben mit Büchern**
Redaktion
- 62 **Karl Graf Stauffenberg – »Nicht gut
genug für die Zigarre.«**
Dirk Alt
- 64 **Ökologische Beleuchtungen (3):**
Jonas Schick

Bücher

- 66 **Alternativweltgeschichte oder
Was wäre wenn?**
Konrad Markwart Weiß
- 70 **Rezensionen**

Zugänge

von Götz Kubitschek

In den Planungsgesprächen zu diesem Themenheft ging es in der Redaktion auch darum, ob es einen rechten Lesekanon gebe und, wenn ja, wie dieser sich zusammensetze. Hinter solchen Fragen steckt die Überzeugung von der formenden Kraft einer bestimmten, bewährten Lektüre: Man lernt von rechts her wahrzunehmen und aus rechter Sicht zu urteilen, indem man die Grundlagen dieser Denkrichtung studiert. Deshalb hat das Institut für Staatspolitik mit dem zweiten Band des *Staatspolitischen Handbuchs*, den *Schlüsselwerken*, einen solchen Kanon vorgelegt, vor genau zehn Jahren. Ein paar Titel würden wir mittlerweile streichen, ein paar neue Bücher aufnehmen, aber insgesamt dürfen wir sagen: Das liegt vor, das ist eine Handreichung.

In diesem Buch finden sich die »Hausheiligen«, also Arnold Gehlen, Martin Heidegger, Ernst und Friedrich Georg Jünger, Konrad Lorenz, Armin Mohler, Friedrich Nietzsche, Carl Schmitt, Oswald Spengler und Max Weber. Aus den Reihen der Konservativen Revolutionäre zusätzlich: Hans Freyer, Edgar Julius Jung und Arthur Moeller van den Bruck. Dann die Riege, die wir Siebzigerjahrgänge noch kennen lernen konnten: Hans-Joachim Arndt, Hellmut Diwald, Robert Hepp, Gerd-Klaus Kaltenbrunner, Ernst Nolte, Caspar von Schrenck-Notzing und Bernard Willms. Von den Renegaten: Hans-Dietrich Sander, Rolf Peter Sieferle und Günter Maschke, und von denen, die noch rege publizieren: Alain de Benoist, Peter Sloterdijk, Jörg Friedrich, Thilo Sarrazin, Stefan Scheil und Karlheinz Weißmann (und zu dieser Gruppe gehören mittlerweile auch einige jüngere *Sezession*-Autoren.) Was ist mit den Einzelgängern? Gottfried Benn, Emil Cioran, Julius Evola, Jean Raspail und Ernst von Salomon. Und dann kommen die weniger präsenten: Elisabeth Noelle-Neumann, Panajotis Kondylis, Odo Marquard, und so weiter, nochmals fünfzig Namen und Werke.

Die Chance, von einem dieser Bücher gepackt und nach rechts gedreht zu werden, ist gut. Man sollte sich das als Entgiftungsvorgang vorstellen, als Aufräumarbeit, als geistigen Umzug, durch den man den Konformismus und das Gefasel unserer Zeit hinter sich läßt. Gut ist, wenn einem dabei Hinweise von erfahrenen

Lesern halbe Regalmeter und ganze Autoren ersparen und das Ausgesiebte, das Bewährte nahelegen.

Jedoch: Als wir im Rahmen der Winterakademie unseres Instituts zum Thema »Lektüren« in einer der abendlichen Arbeitsgruppen die Teilnehmer nach den entscheidenden Lektüren fragten, kam eine Liste zusammen, in der sich kaum ein Werk der oben genannten Autoren fand. Das ist nicht schwer zu erklären: Man nimmt sich ja erst dann den rechten Kanon vor, wenn man zu uns gefunden hat. Aber wie dieser erste Zugang zustandekommt? Ein großes Geheimnis! Jedenfalls gibt es Lektüren, die wie Türen herüberführen, und sie sind aufgestellt wie die Zugänge in den *Chroniken von Narnia*: ein Wandschrank kann eine Eingangstür sein, eine Gartenpforte auch, aber beide sind für den nächsten, der sie öffnet, schon wieder bloß das, was sie eben vor allem sind – Wandschrank und Gartenpforte.

Wir raten also unbedingt zur wilden Lektüre, zum Stöbern, Anlesen, zum Abgelegenen, zur eigenen Ordnung. In den Bibliotheken von Lehnert, Kaiser, v. Waldstein, Tillschneider, in denen von Hinz, Weißmann, Lichtmesz, Höcke, Kalbitz findet sich derselbe Kernbestand an Autoren und Werken wie in der von Kositzka und Kubitschek. Aber dann fächert sich das in einer Weise auf, die nur noch aus der inneren Ordnung und Leidenschaft des jeweiligen Lesers und Besitzers erklärbar ist. Man steht vor Rätseln und ahnt die Persönlichkeit.

Der Schriftsteller Jorge Luis Borges erwähnte in einem seiner Werke »eine gewisse chinesische Enzyklopädie«, in der auch das Tierreich vorgestellt worden sei. Unter den Kategorien, die Borges nennt, finden sich unter anderem »a) Tiere, die dem Kaiser gehören«, »b) einbalsamierte Tiere«, »g) herrenlose Hunde« oder m) auch solche »die den Wasserkrug zerbrochen haben«. So kommen wir weiter! In Kositzkas und meiner Bibliothek finden sich a) alle Schlüsselwerke, b) Bücher, die mir Kositzka im Auto vorgelesen hat, c) gelbe Bücher, d) auf Buchmessen Gestohlenes, e) Bücher, die Armin Mohler erwähnt hat, f) Kositzkas Bücher, g) Bücher, die Impfungen gleichen, h) alles von Ransmayr, i) und von Hamsun, j) Zeugs, k) ... ■



Es war einmal ... ein Leseland

von Ellen Kositzka

Im Bild sehen wir Lektüren, durch die unsere Kinder durch mußten, ob sie wollten oder nicht! Wir Eltern haben beide »Deutsch auf Lehramt« absolviert. Unseren Kindern raten wir (bislang mehrmals erfolglos) von der Wahl dieses Faches ab. Warum? Sehr einfach. Ihr liebt die deutsche Sprache, die Literatur wirklich? Gut. Schaut euch bitte den berühmten Kinofilm *Club der toten Dichter* (1989) an. Hier seht ihr, wie Akademiker mit Literatur verfahren! Gefällt euch das? Literatur in Diagramme einspannen, Kunst parametrisch verwerten, sich an Chiffren fast zu Tode labern? Nein? Ihr meint, das sei halt ein Ami-Film, und er schöpfe die Dramatik schamlos ungerecht aus? Es müsse doch begeisterte, mitreißende Dozenten geben? Oh, ihr habt keine Ahnung! Die Chance steht circa eins zu zwanzig, daß ihr einen dieser Menschen erwischt. Zweitens: Ihr wißt, wer heute mehrheitlich »Germanistik« studiert? Richtig. All jene, die für Ingenieurwissenschaften oder Medizin nicht das passende Köpfchen mitbrachten. Germanistik ist, man kann es drehen und wenden, auch ein Loserfach. Man kann sich durchschmuggeln, wenn man ein bißchen für die Prüfung in Linguistik paukt und ansonsten zwei, drei Dutzend Bücher in petto hat. Wer im Mathe-Abi mit 15 Punkten reüssiert, hat richtig was drauf, und acht Punkte sind schon okay. Wer in Deutsch hingegen nicht wenigstens zehn Punkte vorweisen kann – er dürfte gravierende Defizite haben. Kinder, so ist es! Die Meßlatte im Fach Deutsch hängt reichlich tief. Wie kommt das?

Falls es ein Argument gegen den vielgescholtenen Bildungsföderalismus (also: daß jedes Bundesland über eigene Rahmenlehrpläne bestimmt) gäbe, dann dieses: Macht es einfach wie Bayern. Oder wie Baden-Württemberg. Was wird dort nämlich zur Lektüre an Gymnasien vorgeschlagen? In Bayern: Für Klasse acht etwa Grimmelhhausen, Gryphius und C.F. Meyer; ferner Adalbert Stifter oder, modern, Willi Fahrman. Für die Neunte Tilman Röhrig, Fontane, E.T.A. Hoffmann und gar Ray Bradbury. Später Joseph Roth und Keyserling, Auszüge aus Leopold Ranke, Friedrich Nietzsche (Klasse elf: *Fröhliche Wissenschaft*, zwölf: *Geburt der Tragödie*), Auszüge aus Karl Jaspers' *Die geistige Situation der Zeit* und aus Walter

Benjamins *Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit*.

Man staunt. Darüber ließe sich reden. Das ist ein ... Übermenschkanon! In Baden-Württemberg skizzieren sie Themenfelder. Etwa »Schuld und Sühne – Grundfragen menschlichen Verhaltens«; »Freiheit und Verantwortung – Der Mensch im Spannungsfeld der Geschichte« und »Vergangenheit und Gegenwart: Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus«. Zu jedem dieser Bereiche werden eine Menge Lektürevorschläge unterbreitet – vom Nibelungenlied über Franz-Xaver Kroetz bis hin zu (wenigen) noch kaum abgehängenen Autoren wie Alex Capus. Das ist vorbildlich. So sollte es sein! Daran kann man wachsen! Das junge Westdeutschland dürfte, sofern die Schüler auch nur zehn Prozent des Kanons wirklich lesen, ein einzigartiger Hort der Hochkultur sein!

Werfen wir einen Blick in den Osten der Republik, dorthin, wo man sich vor wenigen Jahrzehnten (weil man sonst wenig zu bieten hatte) mit einigem Recht »Leseland« (Erich Honecker, 1981) rühmen durfte. Warum eigentlich? Bücher waren billig, das Lesen wurde gefördert und bot Rückzugsräume. Das ist natürlich verkürzt. Ausnahmsweise darf hier auf einen (wirklich informierten) Wikipedia-Artikel verwiesen werden, Lemma: »Leseland DDR«.

Mein Kindheitseindruck von der »Ostzone«: Wir schickten meinen Onkeln und Tanten »drüben« Waschpulver, Kaffee, Deo und Starschnitte aus der *Bravo* und erhielten viel Schöneres zurück: Langspielplatten (alles, von Masur bis Silly!) und unendlich viele Bücher. Ich hatte das alles neugierig konsumiert – vielleicht ähnlich, wie man heute »Superfood« aus exotischen Gefilden zu sich nimmt, ohne zu ahnen, daß in exotischen Gefilden vielleicht Weißkraut als »Superfood« gelten könnte. Leseland: *Tempi passati!*

Als Literaturempfehlungen hat man heute in Brandenburg Tabellen erstellt – formale Daten und »Thematische Schwerpunkte« umfassend. Was sollte in der achten Klasse gelesen werden? Von Miriam Pressler *Malka Mai* (2001): »Jugendroman aus der Zeit des Nationalsozialismus [sic! Korrekt wäre: über die ...] über eine Flucht aus dem von Deutschen besetz-



ten Polen.« Von Uri Orlev: *Lauf, Junge, lauf* (2004): »Realbiografischer Jugendroman, der die erschütternde Geschichte eines achtjährigen Jungen erzählt, der während des Zweiten Weltkriegs im Warschauer Ghetto Eltern und Geschwister verliert.« Oder: *Nennt mich nicht Ismael* (2008) von Michael Gerard Bauer: »Mitreißende Geschichte über Mobbing in der Schule, Freundschaft und Zivilcourage.« Oder: *Indigosommer* (2008) von Antje (Gottfried-Benn-Leser halten kurz die Luft an!) Babendererde: »Liebe und erste sexuelle Erfahrung, Drogenkonsum, Fremdsein und interkulturelle Probleme, Tod und der Umgang damit. (...) Der Roman besticht durch seine jugendnahe Sprache, der es nicht an sprachlichen Bildern mangelt.« Das ist, nebenbei, sehr ... fein von den Empfehlungslistenstellern formuliert. Im Ex-Leseland MäcPomm bieten sie folgendes als »Lektüre für den Deutschunterricht SJ 2019/2020« an: *Mädchenmeute* (2015) von Kirsten Fuchs und *Anders* (2014) von Andreas Steinhöfel. Für die höheren Klassen wird die Flüchtendenstory *Gehen, ging, gegangen* von Jenny Erpenbeck, Nadine Erdmanns *CyberWorld* (2018) und Lena Goreliks *Mehr Schwarz als Lila* (2017) empfohlen. Das Ganz-und-gar-Heutige überwiegt nicht bloß den klassischen Kanon – letzterer ist schlicht abgeschaltet. Immerhin: Die -Innenquote ist hier übererfüllt! (In der DDR gab es »Fleißbienen« ...)

Im einst illustren, längst zur Provinznummer verkommenen, einst preußischen, heute anhaltischen (Bad) Lauchstädt hat im Spätsommer 2019 in den Räumlichkeiten des alten Goethe-Theaters eine Podiumsdiskussion stattgefunden. Ich berichte aus der Erinnerung. Podiumsteilnehmer: Ministerpräsident Reiner Haseloff, Poet Martin Mosebach und Kulturhistoriker Manfred Osten. Es ging um »Die Zukunft der deutschen Sprache«. Haseloff: »Also, ich sag meinen Enkeln schon, sie sollen viel lesen. Sie können sich vorstellen, wie ich dann dastehe

vor denen! ... Ich selbst kaufe mir die wichtigsten Werke auch mal. Alles andere hol ich mir bei meinen Autofahrten runter. Da kann man viel lernen! Diese *Häresie der Formlosigkeit* von Martin Mosebach hab ich mir grad auf der Fahrt runtergeladen. Sehr gutes Buch. Nein, wirklich!« Im Verlauf der artigen Diskussion schlug Mosebach Bedenkenswertes vor: »Wie wäre es eigentlich, wenn jeder, also JEDER deutsche Schüler 20 Gedichte auswendig können müsste? Jeder Handwerker, jeder Akademiker. Der Kanon der zwanzig. Ich hatte das mal in einem öffentlichen Gespräch Angela Merkel vorgetragen. Sie war die Antwort schuldig geblieben.« Herr Haseloff antwortete salomonisch: »Na ja, auswendig lernen, ich weiß nicht. Da hat jeder so seine Ansichten. Das könnte man ja freistellen. Bei mir ist es so, daß ich schon beim einmaligen Lesen den wesentlichen Content abspeichere.« Gut gebrüllt, Löwe! Fasse ein Gedicht von Hölderlin in vier Schlagworten zusammen! Geht doch!

2015 hatte eine Kulturdamme in der FAZ mittels Großartikel beklagt, daß in den Gymnasien landesweit vor allem olle Schrullen (wie Patrick Süskinds großartiger Roman *Das Parfum*, datierend von 1985) gelesen werde. Warum nicht Sibylle Berg, Elfriede Jelinek, Feridun Zaimoğlu? (All diese? Ausgerechnet?) Die FAZ-Frau raunte: »Seit der Einführung des länderspezifischen Zentralabiturs sind die sogenannten Leselisten das Maß aller Dinge. Sie sind für die Oberstufen verbindlich, und sie werden ohne öffentliche Beteiligung hinter verschlossenen Türen der Kultusministerien erstellt.« Zumindest ersteres stimmt nicht. Nichts an diesen »Leselisten« wäre verbindlich. Es sind Vorschläge, Handreichungen. Und selbst wenn nicht: aus einem knapp hundert Stücke bestehenden Kanon auszuwählen – wäre das nicht Luxus? Leute, reißt Euch zusammen. An uns, den Eltern, bleibt es hängen. Lest mit den Kindern die Schullektüre. Sprecht klug darüber. Nennt ihnen Alternativen! ■

Vom rechten Gebrauch des Lesens

von Ivor Claire

Warum sollte man, im Zeitalter von YouTube-Kanälen, Hörbüchern und anderen Errungenschaften, überhaupt noch lesen? Wird nicht seit jeher beklagt, daß die »erzwungene Lage und der Mangel aller körperlichen Bewegung bey dem Lesen, in Verbindung mit der so gewaltsamen Abwechslung von Vorstellungen und Empfindungen«, üble Folgen zeitige wie »Schlaffheit, Verschleimung, Blähungen und Verstopfungen in den Eingeweiden, mit einem Worte Hypochondrie, die bekanntermaßen bey beyden, namentlich bey dem weiblichen Geschlecht, recht eigentlich auf die Geschlechtstheile wirkt, Stockungen und Verderbniß im Blute, reizende Schärpen und Abspannung im Nervensysteme, Siechheit und Weichlichkeit im ganzen Körper«? Einen nützlichen Lehrfilm oder belebenden Musikclip kann man über den Bildschirm flimmern, einen bildenden Roman von Goethe sich komplett und wohlklingend von der Medienmaschine vorlesen lassen – und nebenher seinen Leib üben, sei es Hanteln schwingend oder einer anderen nützlichen Verrichtung nachgehend.

Auf der Suche nach einem Weg, »dem Geschlechtstriebe eine unschädliche Richtung zu geben«, war der Leipziger Prediger Karl Gottfried Bauer schon 1791 justament gerade auf das Lesen als ein übles Laster gestoßen, das ihm zufolge zur zivilisatorischen Entartung seines Publikums maßgeblich beitrug – zumal »unter dem entsetzlichen Haufen von Romanen, Gedichten, Erzählungen, Impromptus, Schauspielen etc der täglich verschluckt wird, und sich täglich vervielfältigt«, das meiste nur »ephemeres, unnützes, geschmackloses«, ja sogar »verführerisches und sittenverderbliches Machwerk« sei. Hat er nicht recht, der alte Theologe? Haben wir heute, angesichts der Digitalisierung von allem und jedem, nicht zudem sogar noch mit einem *information* oder *data overload* zu kämpfen, zu einem großen Teil nach wie vor in Buchstabenform, der jene »Schlaffheit«, »Siechheit« und Zerstreuung weiter fördert?

»Wann wir lesen, denkt ein Anderer für uns«, erfahren wir überdies beim grantigen Philosophen Arthur Schopenhauer, freilich dem genialsten aller Menschen, wie ihn Leo Tolstoi nannte: »Es ist damit, wie wenn beim Schreibenlernen der Schüler die vom Lehrer mit Bleistift geschriebenen Züge mit der Feder nachzieht. Demnach ist beim Lesen die Arbeit des Denkens uns zum größten Theile abgenommen.« Damit hat Schopenhauer für uns Populisten auch eine Erklärung parat, warum gerade von Professor*innen der Geistes- und Sozialwissenschaften, überhaupt von vermeintlich Gebildeten so viele weltfremde, manchmal absurd scheinende Ansichten zu den aktuellen Entwicklungen unserer Zeit geäußert werden: Solches komme nämlich daher, so der Philosoph, »daß wer sehr viel und fast den ganzen Tag liest, dazwischen aber sich in gedankenlosem Zeitvertreibe erholt, die Fähigkeit, selbst zu denken, allmählig verliert«. Genau das sei »der Fall sehr vieler Gelehrten: sie haben sich dumm

»Den wesentlichen Teil meines Lebens habe ich als Leser verbracht.«

Ernst Jünger: *Siebzig verweht* V (1997).

gelesen. Denn beständiges, in jedem freien Augenblicke sogleich wieder aufgenommenes Lesen ist noch geisteslähmender, als beständige Handarbeit; da man bei dieser doch den eigenen Gedanken nachhängen kann. Aber wie eine Springfeder durch den anhaltenden Druck eines fremden Körpers ihre Elasticität endlich einbüßt; so der Geist die seine, durch fortwährendes Aufdringen fremder Gedanken. Und wie man durch zu viele Nahrung den Magen verdirbt und dadurch dem ganzen Leibe schadet; so kann man auch durch zu viele Geistesnahrung den Geist überfüllen und ersticken.«

Warum also lesen? Auch der strenge Theologe, den wir zitierten, kennt freilich wertvolle Lektüre, aber eben nur jene, die allein moralisch einwandfreie und erbauliche Schriften umfassen soll. Hier spricht sich allerdings der öde bürgerliche Wille zur Gängelung und Zensur abweichender Verhaltens- und Denkweisen aus, die fade Lust an der geistigen Dressur, am moralischen Zwangskorsett für Unbotmäßige. Diese Haltung ist uns nur zu gut bekannt aus der Praxis der heutigen Moralbourgeoisie und ihrer Bigotterie, sie gehört mit den Auslassungen von Literaturkritikern wie Denis Scheck ohne Zweifel »ab in die Tonne«.

Schopenhauer wiederum weist uns nach seiner Kritik am konsumierenden Lesen dann doch einen rechten Weg zum rechten Lesen: Sinnvoll wird das Gelesene, so sein erster Hinweis, durch Aneignung und Anverwandlung – indem man sich die Zeit nimmt, gründlich zu lesen und ebenso darüber nachzudenken. »Liest man hingegen immerfort, ohne späterhin weiter daran zu denken; so faßt es nicht Wurzel und geht meistens verloren. Ueberhaupt aber geht es mit der geistigen Nahrung nicht anders, als mit der leiblichen: kaum der funfzigste Theil von dem, was man zu sich nimmt, wird assimiliert: das Uebrige geht durch Evaporation, Respiration, oder sonst ab.« Und wie bei der Nahrung kommt es daher darauf an, mit Bedacht auszuwählen, nicht alles in sich hineinzufressen, was einem vor Augen kommt oder empfohlen wird, sodann bedächtig zu kauen und ruhig zu verdauen. In diesem Sinne rät uns der Philosoph zweitens, der Leser möge stets das ihm Gemäße in den Schriften suchen, die er liest – also nur das lesen, was eigene Potentiale weckt und entsprechende Tätigkeit anregt: »indem es nämlich uns den Gebrauch lehrt, den wir von unsern eigenen Naturgaben machen können; also immer nur unter Voraussetzung dieser. Ohne solche hingegen erlernen wir durch Lesen nichts, als kalte todtte Manier, und werden zu seichten Nachahmern.« Richtiges Lesen gebiert schließlich den »Selbstdenker«, der Urteilskraft hat und ein freier Geist ist.

All das beantwortet dennoch nicht die Frage: Wozu denn heute noch *lesen*? Ich kann dieses mir Gemäße doch auch über zeitgemäße Medien, auf YouTube, über Podcasts oder in Filmen suchen, dann darüber nachdenken und es mir so aneignen. Die Frage nach dem Lesen stellt sich, will man sie ernsthaft bedenken, heute tatsächlich anders als in den vergangenen 250 Jahren. Angesichts jener Medienrevolution durch Film und Radio mit ihrer rasanten Beschleunigung und Intensivierung durch die Digitalisierung in den letzten 30 Jahren ist es inzwischen eine Binsenweisheit, was mancher französische Essayist in den 1970ern zu raunen anhub, in der Folge auch mancher bundesdeutsche Philosophatsch aufgriff: daß sich mit dem Mediengebrauch auch Art und Weise unserer Wahrnehmung, ja auch unser Wahrnehmungsapparat verändert. Selbst wenn wir heute alte Bücher lesen, lesen wir sie anders als unsere Altvorderen. Die Frage nach dem Sinn des Lesens wäre also nunmehr mindestens in zwei Richtungen zu stellen: Welchen Wert kann das Lesen für uns persönlich im Zeitalter digitaler Medien noch haben, und welche Bedeutung oder welchen Nutzen hat es als Kulturtechnik für einen Staat, eine Gesellschaft oder eine Gemeinschaft?

Der französische Philosoph und Kulturkritiker Bernard Stiegler, ein Mann mit einem interessanten Lebenslauf, stellte die Frage nach der medialen Form und Prägung der Wahrnehmung in den 2000er Jahren in einen größeren Zusammenhang, vor allem mit Blick auf das dominante Massenmedium des ausgehenden letzten Jahrhunderts, das Fernsehen, in seiner Einbettung in den ökonomisch-politischen Komplex: Ohne eine Verschwörung sinister Kapitalisten zu propagieren, wies er darauf hin, daß die Illusionsindustrie unser Begehren und zugleich die Konsumversprechen durch die audiovisuellen Medien wie nie zuvor anheizen könne,

»Ich liebte es, im Gehen laut Gedichte zu rezitieren, und über der schönen Ode »Die frühen Gräber« gingen mir eines Tages unversehens die Augen auf.«

Friedrich Georg Jünger:
Grüne Zweige (1951).

wodurch die Differenz zwischen erwachsener Mündigkeit und kindlicher Unmündigkeit verwischt werde, in der medialen Darstellung ebenso wie im psychischen Apparat der Mediennutzer. Die »Warengedichte der Werbung«, wie Wolfgang Fritz Haug die Psychotechniken zur Erzeugung eines magischen Scheins des Käuflichen einst nannte, leisten dieser Lesart zufolge eine ganz andere Form einer Wiederverzauberung der Welt, als sich die Romantiker dies um 1800 noch als Utopie der Freiheit in Bindung vorstellten. Zum einen entfaltet sich heute in den filmischen Medien eine umfassende Welt des Scheins vor unseren Augen, als blickten wir aus dem Fenster – die Grenzen zwischen Marvel-Universum, Werbe-welt und unserer eigenen scheinen fließend; dies bindet unsere Aufmerksamkeit nicht nur, sondern saugt sie auf und formiert sie gleichzeitig auch. Damit geht, Stiegler zufolge, der alte Effekt der Ablenkung von Problemen der realen politischen Welt einher, der sich nun aber mit einer durch die Form der Medien erzeugten habituellen Zerstreung verbindet: dies könnte kulturell weitreichende Folgen haben.

Stiegler, der im geläufigen *name dropping* der intellektuellen Capos in der BRD verhältnismäßig wenig präsent ist, geht über die Kritik an der »Kulturindustrie« von Horkheimer und Adorno hinaus und verdient eine eigene Behandlung – seine Analysen im Gestus Michel Foucaults zielen darauf, daß der Komplex von Public Relations, Marketing und Flimmermedien eine Psychomacht bilde, die das traditionelle und bewährte Generationen- und Familiengefüge zersetze: Dieses »alte« Gefüge aber habe in der gegenseitigen persönlichen Zuwendung den Prozeß des Erziehens und Mündigwerdens allererst ermöglicht und sei damit die Voraussetzung jeder Aufklärung als Befreiung aus jener selbstverschuldeten

Unmündigkeit, die allein diesen Namen verdient. Stieglers Anliegen ist es folgerichtig, »die Psychotechniken, die Dummheit produzieren, weil sie die Aufmerksamkeit zerstören«, durch den rechten Gebrauch »zu Technologien für die Entwicklung einer individuellen und kollektiven Intelligenz« umzumünzen, was hier nicht weiter auszuführen ist.

Der Kernpunkt dieser Diagnose ist die Unterscheidung verschiedener Formen der Aufmerksamkeitsökonomie, die sich mit unterschiedlichen Medien entwickeln. Man könnte davon sprechen, daß das alte Lesen zu einer »langsamen« Tiefenaufmerksamkeit erzieht, während die jungen Flimmermedien, auch wenn sie Buchstaben transportieren, einer »schnellen« Oberflächenaufmerksamkeit entsprechen und zuarbeiten. In Anlehnung an Wilhelm von Humboldts Überlegungen zu

Buchstabenschrift und Sprachbau könnte man sagen, daß die Schriftlichkeit es ermöglicht, komplexe Gedanken in angemessen komplexer Sprache auszudrücken und im gründlichen, wiederholenden Lesen entsprechend nachzuvollziehen, also zu verstehen. Wer es lernt und übt, etwa die spannenden Erzählungen des preußischen Dichters Heinrich von Kleist mit ihren langen, präzisen Schachtelsätzen zu lesen, dabei allmählich gefesselt wird von den atemberaubenden Plots, der versetzt sich auch in die Lage, »späterhin weiter daran zu denken« und die darin enthaltenen großen und grundlegenden Fragen zu reflektieren. Lesen, wenn man es richtig lernt, hat demnach das Potential, eine Tiefenaufmerksamkeit systematisch zu schulen, die es dann ermöglicht, auch Filme, Spiele (Games) und soziale Konstellationen so zu lesen, daß diese über die »Chats« hinaus im Schopenhauerschen Sinne bedacht, reflektiert werden können. Man darf sich freilich nichts vormachen: ähnliche Bedenken, wie sie gegen den

Doctrin

Schlage die Trommel und fürchte dich nicht,
Und küsse die Marketenderin!
Das ist die ganze Wissenschaft,
Das ist der Bücher tiefster Sinn.

Trommle die Leute aus dem Schlaf,
Trommle Reveille mit Jugendkraft,
Marschire trommelnd immer voran,
Das ist die ganze Wissenschaft.

Das ist die Hegel'sche Philosophie,
Das ist der Bücher tiefster Sinn!
Ich hab' sie begriffen, weil ich gescheidt,
Und weil ich ein guter Tambour bin.

Heinrich Heine (1844)

übermäßigen Gebrauch der »neuen Medien« vorgebracht werden, hat man seit Sokrates immer wieder auch gegen die Schriftlichkeit geäußert, dagegen auf Präsenz in Mündlichkeit oder im Bild gesetzt, und daß dem Lesen von Büchern ähnliche jugendverderbliche Folgen unterstellt wurden wie heute Computerspielen, Netflix-Serien und YouTube-Influencern war ja bereits am braven Pfarrer Bauer zu sehen.

Es wäre also schon aus historischer Perspektive Zurückhaltung angebracht und der Gebrauch zeitgemäßer Medien nicht grundsätzlich zu verdammen, mit dem Schlagwort einer »digitalen Demenz« etwa, wie es



»Die im Lesen erfolgende Sinnkonstitution besagt (...), daß in einer solchen Formulierung des Unformulierten immer zugleich die Möglichkeit liegt, uns selbst zu formulieren und dadurch das zu entdecken, was unserer Bewußtheit bisher entzogen schien«.

Wolfgang Iser: *Der Akt des Lesens* (1976).

der populäre Psychiater und »Neurodidaktiker« Manfred Spitzer geprägt hat. Spitzers Forderung allerdings, daß man den Konsum von Bildschirmmedien bei Kindern drastisch einschränken müsse, und seine neurobiologischen Begründungen dafür, daß traditionelles Spielen unter Einsatz aller fünf Sinne zu fördern sei, entsprechen auch den Befunden der älteren Psychologie, und sie passen zu Stieglers Analysemodell. Wie Friedrich Kittler 1985 in seiner Studie über die *Aufschreibesysteme 1800/1900* gezeigt hat, ist die Wissensexplosion seit dem 18. Jahrhundert, die zu jener großen – seither nicht wieder erreichten – Zahl der Nobelpreise im Kaiserreich geführt hatte, eng mit der Alphabetisierung verknüpft. Vor dem Ersten Weltkrieg konnte man in Deutschland auch nahezu eine Vollalphabetisierung konstatieren. Die Erziehung zum Lesen im Bürgertum fiel im 18. Jahrhundert in die Verantwortung der Frauen, die mit der Etablierung der Kernfamilie von der Erwerbsarbeit freigestellt wurden, um sich um die Alphabetisierung ihrer Kinder zu kümmern. In persönlicher Zuwendung erlernte das – damals philanthropisch neu definierte – Kind nun mit der Lautiermethode, dem Vorsprechen des Buchstabenlauts durch die Mutter, das Lesen. Eine Mutterschafts- und Kindheitsmetaphysik stützten dieses Modell der erzieherischen Zuwendung im Bürgertum fortan, und es konnte eine intergenerationelle Konstellation entstehen, die mit der sich ausbreitenden Fähigkeit zu intensiver Lektüre jene enorme Wissensproduktion freisetzte, von der wir alle heute noch zehren.

Warum also lesen? Als Kulturtechnik dürfte der Wert des Lesens unbestreitbar sein und müßte bildungspolitisch entsprechend den Befunden Stieglers und Spitzers mit anderer Akzentuierung sichergestellt werden, als es heute geschieht. Für uns persönlich sollte sich der Wert des Lesens indessen nicht in jener kognitiven Schulung unserer Tiefenaufmerksamkeit erschöpfen, die wir benötigen, um den mediopolitischen und -ökonomischen Komplex als Verblendungszusammenhang durchschauen zu können. Im Lesen guter Bücher und Filme finden wir immer auch wohllichere Quartiere, in die wir wechseln können, wenn es uns ungemütlich wird, wie es Ernst Jünger einmal formuliert hat. Das hat nichts mit Eskapismus oder Weltflucht zu tun, sondern entspricht einer geistigen Kur, die uns befähigt, sodann um so besser unseren Mann zu stehen und uns als Frau zu behaupten. ■

Literaturhinweise:

Karl Gottfried Bauer: *Über die Mittel, dem Geschlechtstriebe eine unschädliche Richtung zu geben*, Leipzig 1791;

Wolfgang Fritz Haug: *Kritik der Warenästhetik*, Frankfurt a.M. 1971;

Wilhelm von Humboldt: »Ueber die Buchstaben-schrift und ihren Zusammenhang mit dem Sprachbau«, in: ders: *Schriften zur Sprachphilosophie*, hrsg. von Andreas Flitner und Klaus Giel, Stuttgart 1963, S. 82–112;

Friedrich Kittler: *Aufschreibesysteme 1800/1900*, 4., überarb. Aufl., München 2003;

Arthur Schopenhauer: »Ueber Lesen und Bücher«, in: ders.: *Parerga und Paralipomena. Kleine philosophische Schriften*. Bd. 2, Zürich 1988 (zuerst 1851), S. 480–486;

Bernard Stiegler: *Die Logik der Sorge. Verlust der Aufklärung durch Technik und Medien*, Frankfurt a.M. 2008.

Zwischen den Zeilen

von Götz Kubitschek

Am 7. November des vergangenen Jahres veröffentlichte die Schriftstellerin Monika Maron in der *Neuen Zürcher Zeitung* einen Beitrag unter dem Titel »Unser galliges Gelächter – es liegt mir fern, die Bundesrepublik mit der DDR zu vergleichen«.

Schon der Untertitel ist eine Mitteilungstechnik: Marons Unterton legt nahe, daß es nicht mehr sonnenklar ist, inwiefern sich die DDR von damals und die BRD von heute im Umgang mit regierungskritischen Stimmen voneinander unterscheiden. Denn wenn es ihr auch fernliegen mag, DDR und BRD in diesem Punkte gleichzusetzen, sieht sie sich doch gedrängt, öffentlich darüber zu berichten, daß sie überhaupt wieder ans Vergleichen denke.

Der Text beschreibt eine besondere, ein gallige Art des Lachens, die in den Wohnungen (den Rückzugsorten unter diktatorischen Verhältnissen) zu hören gewesen sei, wenn man sich nach Feierabend traf und einander »erzählte, was man erlebt hatte auf dem Wohnungsamt, mit der Polizei, im Betrieb oder Institut, mit einem Parteisekretär, dem Chefredakteur, den Handwerkern, den Taxifahrern, beim Schuhekaufen für die Kinder, und fast alle diese Geschichten waren so absurd, dass man darüber nur verzweifeln, vor Wut toben oder darüber lachen konnte, wütend und verzweifelt lachen«.

Nach dem Mauerfall sei, so Maron, dieses Gelächter nicht mehr notwendig gewesen, es sei verstummt, weil ja nun jeder alles sagen und schreiben konnte, was er sagen und schreiben wollte. Sie selbst habe ihre Aussiedelung von Berlin nach Hamburg (bereits im Jahr vor der Wende) ganz und gar als einen Gang in die Freiheit empfunden und erlebt, und die Gesellschaftsumbaubemühungen des linken und grünen städtischen Milieus seien zwar ulkig und lästig gewesen, hätten aber keine übergriffige Macht auf den Lebensentwurf und die Alltagsgestaltung, die politische Beteiligung oder Meinung des Einzelnen ausüben können.

Diese Zeiten, also: die Gewißheit, in einer tatsächlich freien Gesellschaft zu leben, seien vorbei, schreibt Maron. »Seit einigen Jahren höre ich es wieder, ein böses, hilfloses Lachen, von mir und von anderen, von Ostdeutschen und von Westdeutschen auch. Wir fragen uns gegenseitig, ob die alle irre sind oder wir selbst, und weil wir uns nicht erklären können, warum das alles passiert.« Das, was da alles passiert (Maron zählt ein paar Sachen auf), ist das, was seit zehn Jahren für die Hellhörigen und seit fünf Jahren für alle, die nicht taub sind, unüberhörbar aus dem Ruder läuft: das große Gesellschaftsexperiment, zu dessen Absicherung unser Staat Maßnahmen ergreift, die seinem Selbstverständnis zuwider laufen: Bevormundung, Vertuschung, Überwachung, Denunzierung und Kriminalisierung.

Für solche Ordnungsverletzungen, Lücken und Lügen, für dieses Auseinanderklaffen von Begriff und Bedeutung, Wirklichkeit und Wirk-

»Natürlich, Deutschland ist ein Rechtsstaat; darum werden Bücher nicht verboten und Schriftsteller nicht verhaftet. Aber es gibt auch in einem Rechtsstaat Möglichkeiten, Menschen wegen unerwünschter Meinungen die Existenz zu erschweren oder sogar zu zerstören.«

Monika Maron: »Unser galliges Gelächter«, in: *Neue Zürcher Zeitung* vom 7. November 2019.

lichkeitsbeschreibung, haben die ehemaligen DDR-Bürger feine Ohren, die feinsten Antennen, und vor allem stellt sich bei ihnen sofort die Erinnerung an eine gesellschaftliche Atmosphäre ein, aus der sie sich befreit hatten.

Es wird also wieder gallig gelacht – wir wissen von dieser zugleich befreienden und hilflosen Äußerungsform aus Marons Text, aber natürlich auch aus eigenem Erleben: Man ist ja in solchen Räumen unterwegs, kommt in solchen Wohnzimmern zu sitzen, in denen Gespräche so verlaufen und so münden. Aber sehr viele Leute machen sehr viel mehr als nur gallig zu lachen, auch Monika Maron. Ihr Tätigkeitsfeld ist der Text, ist die Autorschaft, und indem sie aus den (neuerdings wieder von DDR-Gelächter erfüllten) Wohnzimmern berichtet, hilft sie denen, die das nicht in Worte fassen können, die Lage zu verstehen, einzuordnen, zu – vergleichen: »Es liegt mir fern, die Bundesrepublik mit der DDR zu vergleichen. ... Wenn aber Zweifel schon verdächtig sind, wenn Fragen als Provokationen wahrgenommen werden, wenn Bedenken als reaktionär gelten, wenn im Streit nur eine Partei immer recht hat, können einen alte Gefühle eben überkommen. Und dann kann man darüber verzweifeln, vor Wut toben oder darüber lachen, unser schönes galliges Gelächter.«

»Dieses Gelächter«, schreibt Monika Maron, »war eine Form des Widerstands«, und wir dürfen lesen: Es war damals in der DDR und ist heute in der BRD wieder eine Form des Widerstands – eine Selbstvergewisserung zunächst, etwas, das im Freundeskreis für Übereinstimmung sorgt, für eine befreiende, die Wut ableitende Gemeinsamkeit, die jedesmal nachspielt, was in dem Märchen von »Des Kaisers neuen Kleidern« vorgeführt wurde: das gemeinschaftliche Gelächter über nackte Tatsachen. Im Märchen platzt das öffentlich heraus, in der Phase des Zusammenbruchs von Diktaturen auch, aber zuvor wird schon im Verborgenen gedacht und gelacht, und öffentlich wird angedeutet, zwischen den Zeilen geschrieben, die Grenze des Sagbaren ausgereizt.

Es gibt für diese Technik des Schreibens in Chiffren den Begriff: »Innere Emigration«. Man faßte bald nach dem Krieg die in Deutschland während des Dritten Reichs verbliebenen, aber publizistisch widerständigen Schriftsteller unter dieser Bezeichnung zusammen. Das bekannteste Werk, das dieser Epoche zugerechnet wird, ist Ernst Jüngers Roman *Auf den Marmorclippen* von 1939. Er rief in ihm den »Widerstand durch reine Geistesmacht« aus und zeichnete Schreckensszenarien von großer prognostischer Kraft. Andere Beispiele sind Werner Bergengruens Roman *Der Großtyrann und das Gericht* (1935, Thema ist das Wechselspiel aus Verdächtigung, Gefallsucht und totaler Herrschaft), Reinhold Schneiders *Las Casas vor Karl V.* (1938, über den Mut zur Anklage vor dem Herrscherthron) oder auch Friedrich Reck-Malleczewens *Bockelson* (1937, die »Geschichte eines Massenwahns« in der Zeit der Münsteraner Widertäufer). Jedes dieser Werke konnte einfach als literarisches Werk gelesen werden, dann aber auch als politische Botschaft von denen, die zwischen den Zeilen zu lesen vermochten. Die Autoren meisterten Balanceakte: Zum einen durfte die Verschlüsselung das Dechiffrierungsvermögen der Leserschaft nicht überfordern, zum anderen aber dem Machtapparat keine eindeutigen Argumente an die Hand geben. Die ebenfalls der Inneren Emigration zugerechnete Schriftstellerin Elisabeth Langgässer nannte die sprachliche Jonglierkunst solchen Schreibens ein »Spiel mit sechserlei Bällen«.

Natürlich ist »Innere Emigration« über diese Epoche hinaus zur Bezeichnung für das nicht mehr ganz offene, ganz unmißverständliche Schreiben und Reden unter politisch enggefahrenen Verhältnissen geworden (um es einmal recht harmlos auszudrücken). »Innere Emigration« steht dabei nicht für einen Rückzug ins Private, ins Verborgene, ins Unauffällige, ins Schweigen, in die Verweigerung, die Nichtbeteiligung; sie steht für das Aufrechterhalten der Äußerung, für die geschickte Beteiligung dort, wo sie gewagt werden kann. Es geht um Verhaltenslehren entlang einer Linie, die wahrzunehmen man erst (wieder) lernen muß: Was äußere ich wo, was verstecke ich lieber, welche Wörter, welche Wertungen schaden mir, wenn ich sie auch dort anbringe, wo wir uns nicht »in der Sicherheit des Schweigens« befinden (um ein Phrase Carl Schmitts zu bemühen)?

In die Innere Emigration zu gehen bedeutet, ein geistiges Doppelleben zu beginnen, also ins nicht mehr eindeutig Deutbare auszuweichen:

»Es war wie ein Signal, das plötzlich aus der Düsternis aufschießt und die Gegend erhellt. Es bot Stärkung und wirkte als ein Mittel der Verständigung unter denen, die gegen Bedrohung oder Versuchung durch die Tyrannei sich festigten. Niemand unter den Lesern, die ich kannte, hat daran gezweifelt, daß in den Visionen dieser Erzählung die Erkenntnis unserer eigenen Lage ausgesprochen war. In Chiffren war unseren elenden Beherrschern das Urteil gesprochen. Man rieb sich die Augen, fast unglaublich, daß dergleichen möglich war.«

Dolf Sternberger über Jüngers *Marmorclippen*, »Eine Muse konnte nicht schweigen«, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 4. Juni 1980.

Juni 2009 – Die Deutsche Nationalstiftung verleiht in Weimar den Nationalpreis an Uwe Tellkamp, Monika Maron und Erich Loest.



© picture alliance/dpa (Fotograf: Martin Schütt)

Christine Heuer: »Was Uwe Tellkamp sagt oder auch die Unterzeichner der Charta 2017 – da gehört er ja auch zu den Erstunterzeichnern – ist, dass man diese Kritik, die Sie auch äußern, Frau Maron, dass man die eigentlich nicht mehr äußern kann und dass uns eine Gesinnungsdiktatur von links droht. Das sehen Sie nicht so, oder doch?«

Monika Maron: »Na ja, es ist ein bisschen verschieden. Ich sehe, dass viele Leute – wir sind ja auch geschützt. Uwe Tellkamp ist geschützt, auch ich bin in gewisser Weise geschützt, weil wir haben einen öffentlichen Beruf und haben eine gewisse Bekanntheit. Das schützt uns auf der einen Seite, macht uns auch angreifbar auf der anderen. Aber wir sind nicht so abhängig wie weiß ich nicht, Leute, na ja, die einfach nur irgendwo arbeiten oder Lehrer sind, von denen ich weiß, dass sie zum Teil nicht mehr reden sollen öffentlich über die Angelegenheiten in der Schule.«

Auszug aus einem Gespräch, das der Deutschlandfunk am 15. März 2018 unter der Überschrift »Ob das rechts ist, ist mir am Ende völlig egal« ausstrahlte.

in den Witz beispielsweise, in die Anspielung, in eine Sprache, die hinter den naheliegenden Sinn einen Hintersinn packt, also etwas zwischen die Zeilen schreibt, was nur derjenige zu lesen vermag, der so etwas ahnt oder auf so etwas hofft. Vor der Entscheidung, sich von nun an lieber indirekt zu äußern, steht das Gefühl (oder schon die Einsicht), daß es nicht mehr zuträglich sei, das, was gesagt werden soll, einfach zu sagen: eindeutig und klar und unmißverständlich.

»Kürzlich«, schreibt Monika Maron, »erzählte ich einem Freund, ich fühlte mich beim Schreiben zuweilen wie früher, als ich mein erstes Buch *Flugasche* geschrieben habe, wieder gedrängt ins Politische, weil es mich jeden Tag umtreibt, und bedrängt von dem Gedanken, was ich mir wohl einbrocke, wenn ich einen Protagonisten meines Buches diesen oder jenen Satz sagen lasse.«

Diese Äußerung einer erfahrenen, vor allem diktaturerfahrenen Schriftstellerin, führt zu der Frage, ob es heute auch (also wieder) die Notwendigkeit zu einer inneren Emigration gebe – und damit wahrnehmbare literarische Zeugnisse einer wiederbelebten Gattung. Ist es so, daß sich Themen aufdrängen, daß eigentlich über diese oder jene Ungeheuerlichkeit sehr dringend geschrieben und gesprochen werden müßte, daß aber zugleich Form und Sprache, in denen noch verhandelt werden kann, einer Gratwanderung gleichen? Muß man sich als bereits anerkannte, also im literarischen Betrieb der BRD arrivierte Autorin (und somit als jemand, der noch »etwas zu verlieren hat«), nun im Moment des Sagens und Schreibens zwischen Tarnung und Offenheit, Camouflage und Signalfarbe entscheiden?

Monika Maron spielt mit ihrer Beschreibung einer neuen Unsicherheit während des Schreibvorgangs auf ihren jüngsten Roman an. *Munin oder Chaos im Kopf* erschien Anfang 2018, Ellen Kositzka und Susanne Dagen haben das Buch im Rahmen ihrer Literatursendung »Aufgeblättert. Zugeschlagen« besprochen, unsere Zeitschrift hat es rezensiert. Chaotisch sind in Marons Roman drei Schichten: Den Hintergrund bilden gesellschaftliche Zustände und Entwicklungen, an denen »die menschliche Vernunft zu scheitern drohte«: Die Angst, daß die Vorahnungen sich erfüllen könnten, ist gegenwärtig, das Wort »Vorkriegszeit« im Umlauf, aber alles ist doch zu vage und fern, als daß es eindeutig wäre und tatsächlich elementar ins Leben eingriffe. Vor diesem dunklen Himmel widmet sich die Ich-Erzählerin einer Auftragsarbeit: Sie soll die Geschichte einer Stadt während des Dreißigjährigen Krieges schreiben, schafft es aber nicht recht, die chaotischen Kriege im Krieg, die Uneindeutigkeiten der Bündnisse und Verläufe zu ordnen und daraus etwas für die Stadt abzuleiten, in deren Auftrag sie arbeitet. Erst als sie das lapidare Kriegstagebuch eines Landsknechts studiert, kann sie auf einer für sie faßbaren Ebene schreiben: dem Schicksal und der inneren Versehrtheit eines Mannes, den seine chaotische Zeit, eine »Wolfszeit«, schwer verwun-

dete und formte und der unter Umständen, die »von der Vernunft hätten erfaßt werden können«, ganz sicher ein ganz anderer geworden wäre.

Diese Spiegelung der Vorkriegszeit unserer Tage in den Vorkriegs- und Kriegsjahren des Dreißigjährigen Krieges wird von Maron noch einmal unter einem Brennglas verdichtet: Die Ruhe in der kleinen Nebenstraße der Hauptperson ist nicht etwa dahin, weil die großen Umwälzungen und Gesellschaftsexperimente ihren Bewohner zusetzten, sondern weil es da eine Frau gibt, die Tag für Tag auf ihren Balkon tritt und schrill und schräg singt, vor allem dann, wenn sie jemanden erspäht. Man wird dieser unausgesetzten Belästigung nicht Herr, weder juristisch noch durch gutes Zureden oder mit Drohgebärden, man muß ertragen, was kaum zu ertragen ist und muß ausweichen, weil man nichts ausrichten – sich wehren? zuschlagen? töten? – kann. Die Erzählerin stellt ihr Leben auf den Kopf, schläft tags, arbeitet nachts, paßt sich völlig den neuen Umständen an, und das kann sie nur, weil sie allein, unabhängig, kinderlos ist, also: nicht um ein normales Leben, um Selbstverständlichkeiten kämpfen muß. Mit den anderen Anwohnern trifft sie sich zwei Mal zu einer Versammlung, aber sie verspürt keine Solidarität und beobachtet nur, daß man sich nicht einig wird: Es kommt zum Riß, der Wutbürger tritt auf, Deutschlandfahnen hängen aus Fenstern, instinktiv verknüpft man die kleinere Hilflosigkeit in der Straße mit der großen Hilflosigkeit angesichts des großen Umbaus.

Manches in Marons Roman ist also explizit, aber wie als ferner Horizont beschrieben, manches historisch gespiegelt, manches in eine absurde Szenerie verlegt. Alle drei Methoden waren und sind Anspielungsformen der »Inneren Emigration«, also einer Literatur, die aufgrund einer im Autor wirkmächtigen Sorge um soziale Unversehrtheit kritische Deutungsebenen einzieht, auf die er nicht festgenagelt werden kann.

Es gibt weitere Werke aus jüngster Zeit, in denen wahrnehmungsfähige Leser solche Deutungsebenen entdecken könnten – zwischen den Zeilen also einen Subtext. Nicht jeder Autor geht dabei so weit wie Monika Maron, die nicht nur in ihrem Text vom galligen Gelächter Einblick in ihre Verfaßtheit und ihre schriftstellerische Verfahrensweise gibt. Eugen Ruge beispielsweise hat im Oktober mit *Metropol* einen Roman vorgelegt, in dem er am Beispiel seiner Großmutter die entsetzliche Herrschaft des Verdachts in Moskau zur Zeit der stalinistischen Schauprozesse schildert – die Selbstdurchstöberung linientreuer Kader, die in sich nach letzten Gedankenverbrechen suchten, um sich komplett auf Linie zu bringen: eine Gesellschaft im ideologischen Hygienewahn, moralpolitisch eliminatorisch aufgeladen, erbarmungslos, im Zugzwang. Im Verlauf einer Lesung an einem der Buchmessenstage in Frankfurt beugte sich Ruge nach vorn, als es sich der Moderator mit der Äußerung bequem machte, daß so etwas heute undenkbar sei: Ist das so? Sind wir uns da ganz sicher?

Das sind Andeutungen, Lesehinweise, und Ruge könnte im Zweifelsfall immer sagen, er habe das Aufkommen der AfD gemeint. Näher liegt aber, daß er die Verbannung rechter Verlage in Sackgassen meinte, oder das, was seinem Kollegen Uwe Tellkamp widerfährt: die Versuche einer von Hygienezwängen geplagten Gesellschaft, dem Autor des *Turms* (diesem Denkmal für das nach Innen emigrierte Dresdner Bürgertum) den Verlag zu nehmen. Daß Suhrkamp standhaft blieb, daß auf die Distanzierung des Verlags auf Twitter keine Auflösung des Vertrags mit Tellkamp über dessen gerade fertiggestellten Roman folgte – woran mag das liegen? Es liegt wohl am Potential Tellkamps: Für manches Buch wünscht sich mancher Verlag wohl insgeheim einen so handfesten politischen Skandal, in dessen Verlauf zehnmal mehr Leser als sonst zum Buche greifen.

Daher eine Prognose: Es ist noch nicht wieder so weit, aber wir sind auf einem schlechten Weg hin zu einer neuen »Inneren Emigration«, einer Literatur zwischen den Zeilen, die unter freiheitlich-demokratischen Bedingungen natürlich ganz anders aussehen wird als unter totalitären ... Auf dem Weg dorthin aber findet ein Wettlauf statt, und unsere Hoffnung liegt in denjenigen Autoren, die nun zum Sprint ansetzen. Wenn sie es vor den Denunzianten und Kaputtmachern an die Tür schaffen, werden sie sie zuschlagen und sich davorstellen: Nein, werden sie sagen, es ist nicht notwendig, nach Innen oder sonst irgendwohin zu emigrieren. Wir und unsere Leser sorgen dafür. ■

»Schließlich gehört, über Tages- oder Parteipolitik hinaus, die Sehnsucht nach dem offenen Wort zu den zeitübergreifenden Wertideen. Wer sie verteidigt oder sogar zurückerobert, erfüllt eine gesellschaftliche Hauptmission. Wer sie jedoch bekämpft, verordnet seinem Land die Stickatmosphäre feiger Anpassung an ein von Lüge bestimmtes Ideal der Alternativlosigkeit. Daraus folgt fast zwangsläufig der Schritt in die tugendterroristische Denunzianten-Republik. Und den geht kein Volk, ohne Schaden an seiner Seele zu nehmen.«

Günter Scholdt: »Das Minimum als Maximum«, in: *Sezession* 92/Oktober 2019.

Von Verlag zu Verlag

von Bernd Wagner

Zu den Konstanten des literarischen Gewerbes gehört es, daß ein fruchtbarer Geist zwar selten sich selbst, aber doch eine stattliche Anzahl von Germanisten, Redakteuren, Journalisten, Lektoren, Korrektoren, Buchhändlern und Verlegern zu ernähren in der Lage ist. Wenn ich aus der Schar von Zwischenhändlern des Wortes den Verleger herausgreife, hängt es damit zusammen, daß vor nicht allzu langer Zeit einer von ihnen mir in meiner Wohnung gegenüber saß und die Verhandlungen mit dem Satz »Was ist denn mit Ihnen und den Verlagen los?« eröffnete. Die Frage bezog sich auf die keineswegs kurze Liste meiner Buchveröffentlichungen, der eine nicht viel weniger kurze von Verlagen gegenüberstand. Ich konnte damals nicht ausführlich genug antworten, und da es sich dieser Verleger durch sein späteres Handeln verdient hat, möchte ich es jetzt nachholen.

Mein erster Verlag war der Aufbau-Verlag Berlin und Weimar mit Hauptsitz in der Französischen Straße in Ostberlin. Wie bekannt war der Aufbau-Verlag der größte und literarisch bedeutendste der deutschdemokratischen Staatsverlage und verströmte seit den Gründungstagen unter seinem aus dem mexikanischen Exil heimgekehrten Chef Bodo Uhse obendrein ein gewisses Aroma der Liberalität. Wie ich dorthin gelangt bin, tut nichts zur Sache, wohl aber, was ich als junger Autor dort erlebte. Wenn ich an einem Winterdonnerstag neben meiner Mentorin Sarah Kirsch unter dem Glasdach des Innenhofes saß, um den Vorträgen unserer wissenschaftlichen Koryphäen zu lauschen, fühlte ich mich in den Parnaß der DDR-Literatur aufgenommen. Wir wurden dort Teilhaber eines Geheimwissens, das hinter vorgehaltener Hand mitgeteilt wurde. In den Sommermonaten durften wir Autoren uns einige Tage am Schwielowsee ergehen, uns gegenseitig Texte vortragen und diskutieren. Die Arbeit am Text wurde nämlich über der ideologischen Schulung keineswegs vergessen. An keinem Verlag habe ich wieder ein derart gründliches Lektorat erlebt, und nicht nur aus Angst vor der Zensur. Die Gedichte meines ersten Lyrikbandes zierten, wenn sie Zustimmung fanden, die Signaturen von drei Gutachtern: von Gerhard Wolf (Kreis), Sarah Kirsch (Kreuz) und meiner Lektorin, deren Namen ich vergessen habe (Haken). Nicht vergessen habe ich den Namen des Verlagsleiters Fritz-Georg Voigt, weil er in meiner Akte als prominenter Informant des Ministeriums für Staatssicherheit auftauchte. Er berichtete über mich anlässlich eines Gesprächs, zu dem ich wegen meiner Unterschrift unter die Petition gegen die Ausbürgerung Wolf Biermanns gebeten wurde. Soweit ich den Akten entnehmen kann, war er einer der zahlreichen Spitzel, die es mit den Objekte ihrer Beobachtung ausgesprochen gut meinten. Seinen Auftraggebern teilte er mit, daß ich als der Jüngste seiner Schutzbefohlenen zu meiner Unterschrift verführt, ja zu ihr erpreßt worden sei. Wer in der DDR außer der Stasi selbst die Macht zu einer solchen Erpressung gehabt haben sollte,

Den veränderten Bedingungen innerhalb der Buchbranche begegnet wiederholt das BuchHaus Loschwitz, nun mit einer neuen Reihe innerhalb der »editon buchhaus loschwitz«, die bis dato vor allem Lyrik und Regionalia veröffentlichte. In der Reihe »Exil« sollen jährlich sechs Bücher erscheinen; die erste Staffel startet im März mit dreien jener Autoren, die eines verlegerischen Ortes bedürfen, in dem sie neben ihrer ihnen medial zugeschriebenen Rolle als politisch Agierende wieder als Künstler wahrgenommen werden dürfen. Ein temporär wärmerer Ort, der stärkt und überwintern läßt.

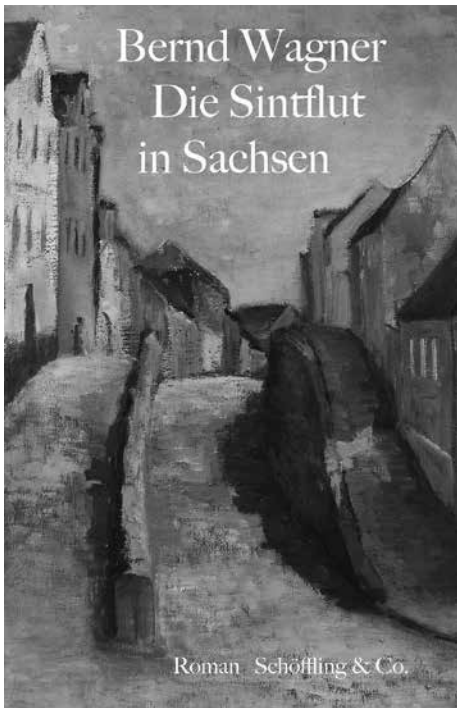
Für die ersten Bände konnten Monika Maron und eine Auswahl ihrer Essays aus drei Jahrzehnten, Jörg Bernig mit Texten zu Mitteleuropa *An der Allerweltsecke* und Uwe Tellkamp mit einer neuen Erzählung *Das Atelier* gewonnen werden.

Im Herbst 2020 erscheint neben zwei weiteren Bänden das Buch *Mao und die 72 Affen. Die geheimen Memoiren des Ewigen Vorsitzenden*, herausgegeben, übersetzt und kommentiert von Bernd Wagner.

blieb mir ein Rätsel. Das Resultat jedenfalls war, daß ich in der Folgezeit ungeschoren blieb, während die meisten meiner Mitprotestanten aus dem Schriftstellerverband gejagt wurden oder frustriert das Land verließen. Ich blieb völlig ratlos zurück: Der Akt der Auflehnung, zu dem ich mich in vollem Bewußtsein des damit verbundenen Risikos aufgeschwungen hatte, war zu einem Schlag ins Wasser geworden, das sich seinerseits nicht dazu bequemte, Wellen zu schlagen.

In dem toten, sich immer mehr zum Sumpf verdickenden Gewässer um mich her mußte ich mir Bewegung verschaffen. Ich veröffentlichte drei Bücher bei Aufbau, doch beim vierten nahm der Anteil der abgelehnten Texte solche Ausmaße an, daß ich begeistert auf Uwe Kolbes Idee reagierte, die von unseren östlichen Nachbarn gepflegte Tradition des Samisdat auch in Ostberlin einzuführen. Zusammen mit dem Dramatiker Lothar Trolle gründeten wir eine Vierteljahresschrift namens *Mikado*. Wir gingen also unter die Verleger und waren nicht verlegen, vor allem uns selbst zu verlegen, dazu Texte geschätzter Autoren, die auf eine solche Gelegenheit gewartet hatten. Adolf Endler, Wolfgang Hilbig, Katja Lange-Müller, Barbara Honigmann und Monika Maron gesellten sich zu den Aktivisten der Prenzlauer-Berg-Szene und noch unbekanntem Skribenten aus der Provinz, die uns brisantes Material zuschickten. Wir Herausgeber spielten dabei nicht nur die Rolle von Verlegern, auch die von Korrektoren, Druckern, Buchhändlern und Postboten. Die Arbeit begann damit, daß wir, wenn sich genügend Texte angesammelt hatten, sie auf dem Fußboden von Trolles Wohnung auslegten und so lange hin und herschoben, bis sie eine plausible Ordnung ergaben. Dann wurden sie einer Freundin zum Abschreiben übergeben, die ansonsten Sekretärin bei Heiner Müller war. Von ihr wanderten sie zu einem Bekannten Kolbes, der als Angestellter im Ministerium für Schwerindustrie Zugang zu einem der raren Vervielfältigungsgeräte hatte. Da wir 100 Exemplare mit durchschnittlich 50 Seiten unter die Menschheit bringen wollten, mußte er 5000 Blatt Papier zuerst leer und, nachdem er die Texte auf Ormig abgezogen hatte, dann beschrieben am Pförtner vorbeischmuggeln. Sodann hatten die Blätter geordnet und zusammengeheftet, die von befreundeten Grafikern gestalteten Umschläge gedruckt, gefalzt und mit dem Inhalt gefüllt zu werden. Das geschah in meinem Hinterhof, wo ein Drucker durch die Aufträge der Weißenseer Kunsthochschule nicht ausgelastet war. Eine göttliche Zeit, die im Nachhinein, nämlich nach Einsicht in die Stasiakten, noch dadurch veredelt wurde, daß keiner der Beteiligten dem zuständigen Ministerium Bericht erstattete und dieses deshalb erst spät hinter unsere ungenehmigte Verleger Tätigkeit kam.

Sie währte sowieso nicht ewig. Die anfangs vollen Schubladen leerten sich, und der uns zufließende Strom von Texten wurde dünner. Außerdem war die wohl den Geist, doch nicht den Geldbeutel erfüllende Tätigkeit als Autor, Verleger, Lektor und Zeitschriftenverteiler nicht auf Dauer durchzuhalten. Ich mußte mich entscheiden, ob ich das alte Leben, in dem ich keinerlei offizielle Publikationsmöglichkeit mehr hatte, fortführen oder mit Mitte Dreißig ein neues anfangen konnte. Dieses war nur im Westen zu haben, und dorthin zu gelangen half mir der Staat. Aus einer Redaktionssitzung des *Sonntag* erfuhr ich, daß ein Beitrag von mir mit der Begründung abgelehnt worden sei, ich hätte einen Ausreiseantrag gestellt. Als ich es dann tatsächlich tat, fand ich mich relativ schnell mit Frau, den Resten unseres Haushaltes und meiner Bibliothek in etwa fünf Kilometer Entfernung auf der anderen Seite der Mauer wieder. Der Anfang wurde mir erleichtert durch eine halbjährliche Krankenschreibung und die anschließende Möglichkeit, den Lebensunterhalt als ABM-Kraft im Archiv der Deutschen Kinemathek zu verdienen. In der schreibenden Zunft hingegen war die Willkommenskultur gegenüber uns Republikflüchtlingen nicht so stark ausgeprägt. Vor allem wurde man gewarnt, sich mit den auch hier gehaßten Repräsentanten des Klassenfeindes vom Springer-Verlag einzulassen. Hatte es mit der Befürchtung zu



Bernd Wagner: Die Sintflut in Sachsen. Roman, Schöffling & Co. 2018, 432 S., 24 €.

tun, mich in die falschen Hände geraten zu sehen, daß sich bei mir relativ bald eine Lektorin des mit Aufbau geschäftlich und ideell eng verbundenen Luchterhand-Verlages meldete? Immerhin war es diese Lektorin, die einige Jahre später Klaus Schlesinger in der *Zeit* der Stasimitarbeit verdächtigte. Ich habe ihren Namen keineswegs vergessen, möchte ihn aber aus Pietätsgründen nicht nennen. Meine Untreue zu Verlagen und Institutionen hängt nämlich ursächlich mit einer genauso unzeitgemäßen Treue zu Personen zusammen. Als Luchterhand in den Besitz von zwei Schweizerinnen über- und meine Lektorin zu Rowohlt Berlin ging, folgte ich ihr und veröffentlichte meine Betrachtungen zum Mauerfall unter dem schwer verständlichen Titel *Die Wut im Koffer* in diesem neu gegründeten Verlag.

Da es meine Lektorin nicht lange bei ihm hielt und sie ein freiberufliches Dasein vorzog, mußte ich mich neu orientieren. Für die kleinen Werke gibt es Kleinverlage, die großen aber ziehen große, möglichst umfangreiche Romane vor. Als ich aus einem solchen in Klagenfurt vorlas, wurde Uwe Heldt, damals Lektor bei Piper, darauf aufmerksam und bot mir einen Vertrag an. Unterschrieben habe ich allerdings einen Vertrag mit Ullstein, weil der Lektor von München nach Berlin wechselte. Meine erwähnte personale Treue führte dazu, daß ich bei diesem Verlag drei Bücher publizierte und dann zum Steidl Verlag wechselte, als aus dem Lektor Uwe Heldt ein Literaturagent wurde.

Diese Episode ging zu Ende, als mein neuer Lektor Göttingen nicht mehr ertrug und wegzog. Wo ist Herr Schnürpel nur geblieben? Ich meinerseits hatte so viel vom Verlagsgewerbe mitbekommen, daß ich meine Hoffnungen reduzierte. Es genügt nämlich nicht, einen großen Roman zu schreiben, er muß auch so massenkompatibel sein, daß er auf dem Titelblatt der Programmvorschau angekündigt werden und die aus Rezensenten, Redakteuren und bestenlistenstellenden Germanisten bestehende Maschinerie der Publizitätsverstärker anwerfen kann, die aus ihm einen Bestseller macht. Das wollte mir aus verschiedenen Gründen nie gelingen. In dunklen Stunden sah ich einen Grund darin, daß die von den Genossen der Staatssicherheit befolgte Strategie »Drucken ja, wenn es denn sein muß, aber – totschweigen« auch jetzt noch wirksam war.

Doch warum Verschwörungstheorien bemühen, wenn der Abwehrinstinkt der großen Menge gegen die Formen subversiven Außenseitertums in jeder Gesellschaftsordnung gleich weit verbreitet ist? Zum Glück hatte ich in der DDR auch gelernt, meinen Lebensunterhalt nicht nur schreibend zu verdienen. Also heuerte ich als Vermessungshelfer bei einem Geodäten an, und als diesem die Aufträge ausblieben, kamen mir Gerhard Schröder und sein »Hartz IV« zu Hilfe. Ich war über den Umstand, nun regelmäßig Geld auf mein Konto fließen zu sehen, so glücklich, daß ich den Stadtführer *Berlin für Arme* schrieb, in dem ich die Segnungen des kostenlosen Museums- und verbilligten Theaterbesuches pries, Tips für Schwarzfahren, die Bärlauchernte und die besten Büffets der Botschaften gab. Es fand sich ein Verlag, der im vorderen Teil seines Namens »Eichborn« und im hinteren »Berlin« hieß. Es gibt ihn nicht mehr, den Cheflektor in anderem Hause aber sehr wohl. Er hatte es für angemessen befunden, das Lektorat des schmalen Manuskriptes seiner Sekretärin als eine Probearbeit zu überlassen. Sie kam mit einer Mappe, doppelt so dick wie meine. Als ich auf all ihre Änderungswünsche nur, wie einstmals Chruschtschow, mit »Nein!« antworten konnte, verließ sie weinend das Sekretariat.

Das Buch erschien trotzdem und wurde mein bis dato größter Erfolg, der allerdings meinen Ruf als ernstzunehmender Schriftsteller nicht gefördert haben dürfte. Deswegen bin ich keineswegs böse, denn was hätte es mir gebracht, wenn ich von einer Preisverleihung zur nächsten, einem Symposium, Kongreß, Podiumsgespräch zum anderen gereicht worden wäre? Ich hätte niemals die Erfahrungen machen können, die mich zu neuen Gedichten, Erzählungen und, noch einmal, zu einem »großen« Roman inspirierten. Allerdings hatte ich die Hoffnung auf einen Verlag, der sich für mich als seinen Autor einsetzt, aufgegeben. Sollte ich noch einmal einen Agenten bemühen, noch einmal ein Manuskript an einen Verlag verschicken, um die Antwort zu erhalten »Wenn Sie in einem halben Jahr nichts von uns gehört haben, betrachten Sie das als Ablehnung«? Nein. Die Zeit war zweifellos wieder reif für Samisdat.

»Kürzlich erzählte ich einem Freund, ich fühlte mich beim Schreiben zuweilen wie früher, als ich mein erstes Buch *Flugasche* geschrieben habe, wieder gedrängt ins Politische, weil es mich jeden Tag umtreibt, und bedrängt von dem Gedanken, was ich mir wohl einbrocke, wenn ich einen Protagonisten meines Buches diesen oder jenen Satz sagen lasse. Der Freund war empört: Wie ich die Bundesrepublik mit der DDR vergleichen könne und ob ich noch ganz bei Verstand sei. Es liegt mir fern, die Bundesrepublik mit der DDR zu vergleichen. Weder fürchte ich, mein Buch könnte wie in der DDR verboten werden, noch halte ich für möglich, dass ich juristisch belangt werden könnte.

Und trotzdem habe ich dieses Gefühl.«

Monika Maron: »Unser galliges Gelächter«, in *Neue Zürcher Zeitung* vom 7. November 2019.

»Tellokamp berichtete mir von einem Kollegen, der ihm nach dem Auftritt im Kulturpalast damit drohte, man werde dafür sorgen, dass Suhrkamp nichts mehr von ihm drucke, wenn sich so ein Vorgang wiederhole. Eine Art Orwell von rechts ist nicht das, was in der Suhrkamp-Welt geschätzt würde. Man darf vermuten, dass es da noch einen Tanz geben wird.«

Jan Fleischhauer: »Aufregung um Suhrkamp-Autor Tellokamp: Wie rechts darf man als Schriftsteller sein?«, in: *Focus* vom 18. Januar 2020.

Ich möchte nicht dahingehend mißverstanden werden, daß ich die Gegenwart mit den letzten Jahren des real existierenden Sozialismus gleichsetze. Neben einigen anderen Unterschieden gibt es einen unwiderlegbaren: die DDR hatte den Westen als ihren Antipoden, während uns jetzt dieses Schreckgespenst, diese Hoffnung und Alternative fehlt. Alles ist Westen, und in diesem ist es völlig gefahrlos möglich, ein Buch zu drucken und zu verteilen. Man geht mit seinem Stick in einen Copyshop, läßt die entsprechende Datei ausdrucken, die Blätter beschneiden und kartonieren und erhält für rund 200 Euro rund zwanzig Exemplare, die man wie zu alten Zeiten bei einer Hinterhoflesung verschenken oder verkaufen kann.

Eines dieser Produkte war in die Hand jenes sehr bärtigen Mannes geraten, der mich zu Beginn dieses Berichtes gefragt hat: »Was ist eigentlich mit Ihnen und den Verlagen los?« Auch seinen Namen habe ich nicht vergessen, aber ich möchte hier nur andeuten, daß er an einen Beisitzer im Gericht erinnert. Daß er mir in meiner Wohnung gegenüber saß, nahm ich als Zeichen einer ungewohnten Zuwendung des Verlegers zu seinem künftigen Autor. Denn jener wollte unbedingt den Roman *Die Sintflut in Sachsen* einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich machen. Ich bemerkte dazu, daß es mir weniger darauf ankommt, ein weiteres Buch zu publizieren, als auf einen Verlag, der sich mir als Autor und seinem Werk insgesamt annimmt. Das sei selbstverständlich, meinte der Verleger, und ohnehin Philosophie (!) seines Hauses. Von meinen vergriffenen Büchern solle ich mir schleunigst die Rechte zurückgeben lassen, damit er sie neu herausbringen könne. Und auch, was aus meinen gut gefüllten Schubladen zuerst dem Roman folgen sollte, wurde besprochen: die kommentierten Tagebücher aus den Ost- und den Westberliner Jahren, die unter dem Titel *Verlassene Werke* die Fortsetzung meines autobiographischen Romans bedeuten und mit dem Mauerfall enden würden, dessen Jubiläum bevorstand.

Die Zeit bis zum Erscheinen des Romans war mit süßen Träumen angefüllt. Nun, im Herbst des Lebens, schien ich endlich die Früchte meiner Beharrlichkeit ernten zu können. Schöffling – jetzt ist der Name doch herausgerutscht – versicherte mir, daß er sich einen langen Atem bei seinen Autoren leisten könne, da der Hauptumsatz des Verlages mit den beliebten Katzenkalendern seiner Frau gemacht würde. Richtig: Katzen fangen Mäuse, und in dem gewaltigen Verlegerbart war Platz für ganze Nester von ihnen. Auch mit der Resonanz auf mein Buch konnte er zufrieden sein. Zwar löste es keine Sintflut aus, aber doch eine deutliche Wellenbewegung unter den Lesern, die noch verstärkt wurde, als es im MDR in fast voller Länge gelesen und eine zweite Auflage gedruckt wurde; außerdem trat ich in diesem Sommer das Amt des Stadtschreibers von Dresden an.

Dann aber geschah Seltsames. Auf meine Frage nach einem Vertrag für die Tagebücher wurde erst reagiert, als es zu spät geworden war, sie noch einem anderen Verlag für diesen Herbst anzubieten. Beim Blick in den Vertrag glaubte ich meinen Augen nicht zu trauen. Der rund 500seitige Text (immerhin reflektiert er die zwei entscheidenden Jahrzehnte meines Lebens) sollte *maximal 250 Seiten* umfassen, den niemals zuvor genannten Titel *Deutsches Tagebuch* (seit Kantorowicz unverwendbar) erhalten, der Honoraranteil des Autors auf *sechs Prozent* sinken – ein Vertrag mithin, den ich gar nicht unterschreiben *konnte*. Daß es genau darauf abgesehen war, wurde aus der umgehenden Antwort klar, die ich auf das Schreiben erhielt, in dem ich meine Einwände formuliert und ein klärendes Gespräch angeboten hatte: die Vorstellungen von Autor und Verlag lägen so weit auseinander, daß sich nun *unsere Wege trennen* müßten; der Roman bleibe selbstverständlich im Handel, viel Erfolg für die *Verlassenen Werke*.

Was konnte diese plötzliche Zurückweisung nicht nur eines Manuskriptes, sondern seines Verfassers ausgelöst haben? Ich war auf Vermutungen angewiesen. Gleichzeitig mit der *Sintflut* hatte ich dem Verlag eine Satire angeboten, in der Mao, durch einen daoistischen Priester in die Unsterblichkeit versetzt, mithilfe magischer Zwiebeln das Weltgeschehen der letzten 50 Jahre gesteuert hat. Auf meine Frage, ob sein Desinteresse an einer Veröffentlichung politische Gründe habe, hatte Schöffling in salomonischer Weisheit geantwortet: »Vielleicht.« Zweifellos legte er Wert auf eine politisch korrekte Haltung seines Verlages. Gleich zu Be-

ginn hatte mich ein Fragebogen erstaunt, in dem ich unter anderem nach meiner heutigen Haltung zur *braunen* Gesinnung meines Vaters (der sicher äußerst vielfarbig, aber niemals auf diese eine Farbe zu reduzieren war) befragt wurde, ob ich noch Verbindungen zu Schulkameraden unterhalte und wie ich zur Neonaziszene meiner Heimatstadt Wurzen stehe. Ich habe so lapidar wie möglich geantwortet. Ein zweites Mal stutzte ich, als mir die Pressemappe zugeschickt wurde. Zu meinem Unglück hatte nicht nur der linke *konkret*, sondern auch die auf der Gegenseite verorteten *Junge Freiheit* und *Sezession* den Roman mit durchaus ähnlicher Zustimmung besprochen. Was für eine Gelegenheit bot sich dem Verlag, die erstaunliche Bandbreite positiver Reaktionen zu dokumentieren! Aber nein: An den Rändern der unwillkommenen Artikel las ich Kommentare wie *Nicht zitieren!* und *Woher haben sie überhaupt das Buch? Von uns nicht!* Von mir auch nicht, aber reichte es schon, durch Rezensionen in den Verdacht der Komplizenschaft mit der rechten Szene zu geraten?

Meine Stadtschreibergänge über das heikle Pflaster von Dresden dürften diesen Verdacht bestärkt haben. Als das Buchhaus Loschwitz mich zu einer Lesung einlud, sah ich keinen Grund für eine Ablehnung. Zwar wußte ich, daß seine Betreiber auf der falschen Seite der geistigen Bürgerkriegsfront standen, die diese Stadt durchzieht, aber in der DDR habe ich mir eine gewisse Störrischkeit zugelegt, wenn man von mir Treuebekundungen verlangt. Jenseits aller politischen Überzeugungen gilt mein Respekt jedem, der seine in der Minderheit befindliche Meinung ohne Scham vor dem Mund vertritt.

Das unterscheidet den Autoren vom Verleger. Während der Verleger, da er mit seinen Produkten Geld verdienen will, immer die größtmögliche Majorität im Auge hat, muß ein Autor sie ignorieren können, um zu der ihm einzig wichtigen, im Schöpfungsakt liegenden Befriedigung zu gelangen. Zwischen Autor und Leser stehen neben den Verlegern die diesen Prozeß behindernden oder fördernden, auf jeden Fall kanalisierenden Mann- und Frauenschafte des berufsmäßig verfertigten öffentlichen Wortes. Dazu gehört natürlich auch die Mehrzahl der Schriftsteller mit ihren feinen Nasen für die jeweils herrschende Windrichtung. Das ist heute nicht anders, als es in der DDR war. In ihr gab es den Begriff der *Staatstreue*, mit dem der nicht unbedeutende Teil der Bürgerschaft charakterisiert wurde, der seinen gesellschaftlichen Aufstieg mit dem Verzicht auf persönliche Ansichten bezahlte. Heute wird dieser Begriff nicht mehr gebraucht, aber die damit bezeichnete Haltung wieder eingefordert, und zwar merkwürdigerweise besonders von jenen, die diesen Staat einmal am heftigsten bekämpft haben, jedoch nun, nachdem sie, Maos Devise vom Marsch durch die Institutionen folgend, ihn in ihre Hand bekommen haben, seine eifrigsten Verteidiger geworden sind.

Der Autor aber hat außer sich selbst niemanden treu zu sein, am wenigsten einem wie auch immer gearteten Staat. Beharrt er darauf, so findet er sich schnell im Abseits wieder, wie es Martin Walser geschah. Ich meine nicht seine Sympathie für die DKP, die ihm gern verziehen wurde, sondern daß er in seiner Paulskirchenrede den selbstverständlichen Umstand benannte, daß, wie alle historischen Ereignisse, auch der Völkermord an den Juden instrumentalisiert werden könne. Schlimmer traf es Akif Pirinçci. Wenn es ein Beispiel für die gelungene Integration türkischer Zuwanderer gibt, dann ist er es. Sein Katerdetektiv ist der legitime Nachfolger von Kater Murr, liest und zitiert Schopenhauer. Was hat er getan, daß er aus den Verlagsprogrammen und Buchhandlungen verbannt wurde? Er hat Reden in Dresden gehalten. Nun ist das öffentliche Redenschwingen für mich ohnehin nicht bewundernswert, aber die von Heinrich Mann, Anna Seghers oder Hermann Kant vor Schriftstellerverbänden und Akademien haben zurecht nicht zum Boykott ihrer Werke geführt. Und was, wenn nicht stupideste *Staats-* oder *Parteitreue*, kann den Suhrkamp-Verlag bewegt haben, sich im Zwitscherkanal des Internets von den gesellschaftspolitischen Äußerungen Uwe Tellkamps zu distanzieren?

Wohin soll das führen? Nun, in meinem Fall wohl dazu, daß auch ich mich im Lager der *neuen* Rechten wiederfinde, was vom Standpunkt der Lebenserwartung zwar vorteilhafter ist als den *alten* Linken anzuhören, aber dem Genuß des verlängerten Lebensabends hinderlich sein kann. Wir werden sehen. ■

»Wer sich den von Politik und Medien kollektiv produzierten Bildern, Sprachregelungen und Meinungen nicht anschloss und anschließt, dem schlagen, um noch einmal Sloterdijk heranzuziehen, »Abweichungshass und Denunziationsbereitschaft« entgegen, dem wird mangelnde Moral, wenn nicht gar Fremdenfeindlichkeit und »rechtes Denken« unterstellt, was in Deutschland sofort zur gesellschaftlichen Exkommunizierung führt.«

Jörg Bernig: Kamenzer Rede, gehalten am 7. September 2016.



© Paul Newman

Geschichtsdenken

von Erik Lehnert

Vor fast einem halben Jahrhundert veröffentlichte der Philosoph Odo Marquard (1928–2015) ein Buch mit dem Titel *Schwierigkeiten mit der Geschichtsphilosophie*, in dem es einen Abschnitt gibt, der »Abschied von der Geschichtsphilosophie« überschrieben ist. Damit wollte sich Marquard nicht vom Nachdenken über die Geschichtlichkeit des Menschen im Unterschied zu seiner Natürlichkeit verabschieden, sondern von der Idee eines universalen Sinns der Geschichte, einer sich in Einheit vollendenden linearen Weltgeschichte. Marquard stand damals nicht allein mit dieser Auffassung, sondern reagierte mit anderen auf die Marx-Renaissance der 1960er Jahre, die zu einer neuen Wertschätzung der utopischen Geschichtsphilosophie geführt hatte. Marquard orientiert seine Verteidigung der bürgerlichen Welt daher nicht an den gesellschaftlichen Interessen oder der Zukunft, sondern am Einzelnen und an der Gegenwart. Utopien, so Marquard, forderten Opfer für eine bessere Zukunft und entwerteten damit die Gegenwart als etwas, das es zu überwinden gelte. Menschen würden darin nur als Teil eines Projektes gesehen, man gehe einfach über sie hinweg. Im Gegensatz dazu beharrte Marquard darauf, daß das Leben endlich sei und daher nicht für vertagte Hoffnung geopfert werden dürfe: Die Gegenwart habe ein Recht gegenüber der Zukunft. Der Geschichtsphilosophie setzte Marquard sein berühmtes »Recht der nächsten Dinge gegenüber den letzten« entgegen. Die Welt solle nicht verändert, sondern verschont werden.

Dieser Versuch der Delegitimierung der Geschichtsphilosophie ringt wie all die anderen mit einem Problem. Das Verschonen und das Beharren auf dem Status quo ist kaum in der Lage, den Orientierungsbedarf der Menschen zu stillen, weil er der mobilisierenden Kraft der Geschichtsphilosophie keinen alternativen Mythos entgegensetzen kann. Die Fragen »Woher kommen wir?« und »Wohin gehen wir?«, mit denen um Orientierung gerungen wird, sind aber der Schlüssel des Politischen. Die beiden Fragen stehen in einem engen Zusammenhang, den man ganz lebenspraktisch mit dem Satz zusammenfassen könnte: Das Woher bestimmt nicht selten das Wohin. Die Möglichkeiten von Völkern und Menschen sind nicht unendlich, sondern hängen von unterschiedlichen Dingen ab; vom Gelände, das man vorfindet, aber eben auch vom Rucksack, den man auf seinen Weg mitbekommen hat, und natürlich dem, was sich darin befindet. Das entscheidet mitunter darüber, ob man in einer Situation springt oder sich duckt, ob man schnell vorankommt oder langsam. Ob man andere mitreißen kann, liegt nicht nur an der Lage selbst, sondern auch daran, welche Antwort man auf eine Herausforderung hat und, so man frei entscheiden kann, welche Richtung und welches Ziel man vorgibt. Ob all das auch für die Welt als Ganzes gilt, ist eine Frage, um die im 20. Jahrhundert in zwei Weltkriegen gerungen wurde.

Heute scheint die Frage entschieden: Alles betrifft alle. Die Welt hat ein gemeinsames Ziel: Demokratie und grenzenlose Wohlfahrt. Wie wir

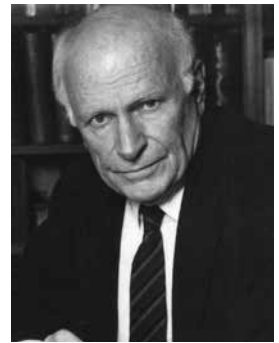
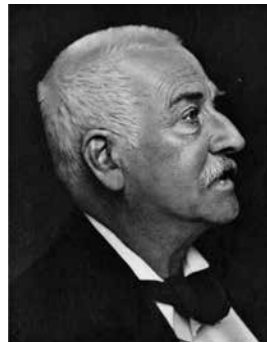
»Freilich ist nicht bloß bei Philosophen der Irrtum gang und gäbe: unsere Zeit sei die Erfüllung aller Zeit oder doch nahe daran, und alles Dagewesene sei als auf uns berechnet zu betrachten, während es, samt uns, für sich, für das Vorhergegangene, für uns und für die Zukunft vorhanden war.«

Burckhardt: *Weltgeschichtliche Betrachtungen*.

◀ C. R. W. Nevinson, *Die Straße von Arras nach Bapaume* (1917).

dahin gelangen, wie wir dieses Ziel erreichen, mag umstritten sein (es bieten sich Geld oder Gewalt als Möglichkeiten an); Einigkeit besteht hingegen darüber, was das Erreichen dieses Ziels verhindert: die Ungleichheit auf der Welt und diejenigen, die sich der Gleichheit entgegenstellen. Sie verhindern nämlich, daß die erlösungsbedürftige Menschheit endlich in bunter Einheit den Widerspruch zwischen Wohlfahrtsstaat und Klimazielen aufheben könnte. Hier kommt ins Spiel, wofür die Geschichtsphilosophie meistens steht: eine Fortschrittsideologie, der zwar ein zwangsläufiger Sog auf das richtige Ziel hin unterstellt wird, der aber nicht selten durch eine entschlossene Elite notfalls auch mit Gewalt nachgeholfen werden muß. Das erklärt auch, warum es auf Seiten der Rechten so starke Vorbehalte gegenüber der Geschichtsphilosophie gibt oder zumindest gab. An zentraler Stelle steht hier Carl Schmitt (1888–1985), der nach dem Zweiten Weltkrieg zwar verhaftet und geächtet wurde, aber dennoch über zahlreiche Kontakte verfügte und darüber zum Anreger und Rückhalt einer jungen Generation von Wissenschaftlern wurde, die er vor allem mit Lektürehinweisen fütterte und in Gesprächen auf den richtigen Weg führte. Dieser Kreis wurde im Laufe der Jahre von verschiedenen Personen bevölkert. Im Hinblick auf die Geschichtsphilosophie war es vor allem ein Doppelschlag aus den 1950er Jahren, der die geschichtsphilosophische Skepsis mit Argumenten versorgte.

Den ersten Schlag führte Hanno Kesting (1925–1975), der 1952 mit einer Arbeit über »Utopie und Eschatologie« bei Hans-Georg Ga-



Jacob Burckhardt,
Oswald Spengler,
Reinhart Koselleck

damer promovierte. Diese Arbeit wurde nie veröffentlicht, kursierte aber im Freundeskreis und regte dadurch weiteres Nachdenken über das Problem der Geschichtsphilosophie an. 1959 veröffentlichte er dann sein darauf aufbauendes Buch *Geschichtsphilosophie und Weltbürgerkrieg*, in dem er die problematische Entstehungsgeschichte der Geschichtsphilosophie untersucht. Geschichtsphilosophie gibt es bei Kesting erst seit dem 18. Jahrhundert. Zwar hätten die Menschen auch vorher über ihre Geschichte nachgedacht, aber Geschichte sei damals kein Absolutum gewesen, sondern ein Geschehen, das in einem größeren Geschehen aufgehoben gedacht und dadurch relativiert worden sei: in der Antike durch die kosmischen Kreisläufe der Natur und im Christentum durch den lenkenden Gott. Erst durch den im 18. Jahrhundert aufkommenden Deismus, einer Lehre, in der Gott als an seine eigenen Gesetze gebunden gedacht wird, kann Geschichte als ein rein menschliches Geschehen aufgefaßt werden. Diese Prämisse hat den Vorteil, auch dem strengen Blick der Aufklärung standzuhalten: Der Mensch kann nur verstehen, was er gemacht hat, und da er die Geschichte gemacht hat, kann er sie auch verstehen. Hieraus folgt eine gottähnliche Erkenntnis, bei der Tat und Erkenntnis zusammenfallen. Weiterhin folgt Kesting der bekannten These Karl Löwiths (1897–1973), dessen Buch *Weltgeschichte und Heilsgeschehen* (1953) Kesting ins Deutsche übersetzt hatte, daß im Zuge der Säkularisierung das weltbeherrschende Prinzip der göttlichen Vorsehung durch die Idee des Fortschritts ersetzt wurde.

Das hat nicht zuletzt Konsequenzen für die gesellschaftliche Relevanz der Philosophie überhaupt, die sich bislang ausschließlich an Gelehrte gewandt hatte. Nun richtet sie sich an die ganze Öffentlichkeit als den Träger der Geschichte, der in diese eingreifen kann und soll. Kesting: »Geschichtsphilosophie ist von Anfang an nicht nur eine kritische, gesellschaftskritische, vielmehr eine ausgesprochen aggressive Philosophie.« Und sie ist praktische Philosophie, weil es den ausgemachten Fortschritt

»Die Geschichtsphilosophen sind die Agenten der Hoffnung; sie weisen den Weg in die Zukunft, in der der Sinn der Geschichte sich erfüllen wird. Die Macht, der sie zugehören, garantiert die Hoffnung; sie liegt geschichtlich richtig und wird daher von der Geschichte selbst, von der Automatik der Entwicklung und des Fortschritts in diese Zukunft getragen – sie schwimmt im Strom der Geschichte, so daß es für die Massen und die Völker nur darauf anzukommen scheint, rechtzeitig in das richtige Boot zu steigen.«

Kesting: *Geschichtsphilosophie und Weltbürgerkrieg*.

zu befördern gilt. Auf diesem Wege mündet sie in das revolutionäre Geschehen des 18. und 19. Jahrhunderts, den revolutionären Bürgerkrieg, der seit 1917 in den Weltbürgerkrieg übergegangen ist. Damit knüpft Kesting an eine These Carl Schmitts an, die den als Antwort auf den religiösen Bürgerkrieg des 17. Jahrhunderts entstandenen modernen Staat durch die bürgerliche Gesellschaft in Frage gestellt sieht. Reinhart Koselleck (1923–2006), später einer der bekanntesten deutschen Historiker, hat seine Dissertation eben jenem Moment gewidmet, als der Staat von der bürgerlichen Krankheit befallen wird. Seine Arbeit, mit der er 1954 promoviert wurde, erschien 1959 als Buch, das gemeinsam mit Kestings Werk eben jenen erwähnten Doppelschlag darstellt.



Odo Marquard,
Ernst Nolte,
Rolf-Peter Sieferle

Koselleck zeichnet den Prozeß nach, in dem das Nebeneinander von privatem und politischem Raum, von dem der absolutistische Staat geprägt war, zunächst zu einem Dualismus (im Sinne eines Antagonismus) erhoben wird. Aus der absolutistischen Unterscheidung zwischen öffentlicher Person, dem Bürger, der dem Souverän unterworfen ist, und der privaten Person, die nur ihrem Gewissen unterworfen ist, wird am Ende der Entwicklung die scharfe Frontstellung zwischen Politik und Moral sowie zwischen Staat und Gesellschaft. Es etabliert sich die Auffassung, daß der Mensch nur im Privaten frei und damit eigentlich Mensch sei. Über das Vehikel der Geschichtsphilosophie tritt die private Moral aus dem Geheimen heraus und wird zur öffentlichen Forderung: alle können und sollen frei sein. Die Kritik an den absolutistischen Verhältnissen, so Koselleck, erzeugt die Krise, in dem sie den oben beschriebenen Antagonismus schafft. Die Geschichtsphilosophie verdeckt und verschärft den Vorgang der Krise, indem sie die Revolution herbeischreibt und gleichzeitig deren Konsequenzen verdeckt. Zu diesen Konsequenzen gehört die Gewalt des Bürgerkriegs, die Koselleck als eine Krankheit beschreibt. Mithin ist die bürgerliche Welt das Resultat einer Krankheit, die uns seitdem als Weltbürgerkrieg begleitet. Das Ziel dieses Krieges ist jetzt nicht mehr der Dualismus, sondern die Aufhebung der Spaltung zwischen öffentlicher und privater Sphäre, um die universelle Gleichheit zu befördern. Es ist das Kennzeichen einer totalitären Diktatur, daß sie sich nicht mit dem Verzicht auf gegensätzliche Meinungen zufriedengibt, sondern aktiv Zustimmung einfordert. Wer schweigt, zeigt im Zweifelsfall, daß er Vorbehalte hat. Während der Absolutismus eine Privatmeinung zulassen kann, weil er im öffentlichen Raum absolut herrscht, kann der liberale Staat diese Freiheit nicht mehr gewähren, sondern sieht in der Individualität eine Gefahr.

Ein weiterer Schüler Schmitts, Armin Mohler (1920–2003), hat sich bereits 1949 in seiner Dissertation zur Konservativen Revolution als Gegner der Geschichtsphilosophie, die er für eine Fortschrittsideologie hielt, bekannt. 1963 ging er in seinem Buch *Die Fünfte Republik* über das Frankreich de Gaulles noch einen Schritt weiter, indem er die Aussage »Es gibt keine Geschichtsphilosophie« als einen für ihn zentralen Gedanken markierte. Er schreibt diesen Gedanken der antikommunistischen Rechten zu, die damit gegen die Aufgabe der Kolonie Algerien durch Präsident de Gaulle opponierte. Gemeint war damit eine voluntaristische Position, die in der Geschichte weder Gesetze noch eine Entwicklung sehen wollte. Demzufolge konnte es auch keine Notwendigkeit geben, auf Algerien zu verzichten. Im Gegenteil: Entschlossene können der Geschichte jederzeit eine neue Richtung geben, während einer, der Gesetzmäßigkeiten in der Geschichte annimmt, damit nur zeigt, daß er sich gegen das Handeln entschieden habe. Wie eine Entscheidung im Einzelfall auszusehen

»Das aus einem dualistischen Weltbild heraus konzipierte Postulat der bürgerlichen Streiter: die Moralisation der Politik war um so mehr eine Entfesselung des Bürgerkrieges, als in dem Umsturz, in der ›Revolution‹, gerade kein Bürgerkrieg erblickt wurde, sondern eben die Erfüllung moralischer Postulate.«

Koselleck: *Kritik und Krise*.

»Wer dies Pessimismus nennt, tut es aus der ganzen Alltäglichkeit seines idealen Hinschleuderns heraus. Das ist die Geschichte als eine Landstraße, auf der die Menschheit vor sich hintrottet, immer in derselben Richtung, immer einen philosophischen Gemeinplatz vor Augen.«

Spengler: *Pessimismus*.

»Historische Betrachtung, in meiner Ausdrucksweise physiognomischer Takt: das ist die Entscheidung des Blutes, die auf Vergangenheit und Zukunft erweiterte Menschenkenntnis, der angeborene Blick für Personen und Lagen, für das, was Ereignis, was notwendig war, was dagesen sein muß, und nicht die bloße wissenschaftliche Kritik und Kenntnis von Daten. Die wissenschaftliche Erfahrung kommt bei jedem echten Historiker nebenher oder nachher.«

Spengler, *UdA*, Bd 2, *Welt-historische Perspektiven*, Kap. 11, Berlin 2016, S. 432.

hat, ist damit nicht gesagt. Mohler interpretierte de Gaulles Entschluß – anders als dessen Feinde – als Befreiungsschlag für Frankreich, das so in Europa wieder an die alte Vormachtstellung anknüpfen könne. Der Satz »es gibt keine Geschichtsphilosophie« ist also als voluntaristische Behauptung Mohlers zu verstehen: Es *soll* sie einfach nicht geben.

Vor einem ähnlichen Dilemma stand auch der größte Geschichtsphilosoph, den die Rechte im 20. Jahrhundert hervorgebracht hat: Oswald Spengler (1880–1936). Nachdem er im Frühjahr 1918 seinen ersten Band des *Untergangs des Abendlandes* veröffentlicht hatte, sah er sich mit dem Vorwurf des Pessimismus konfrontiert, obwohl er durchaus voluntaristische Pointen gesetzt hatte. Er sah sich veranlaßt, mit einer Entgegnung darauf zu reagieren, da sich das Erscheinen des zweiten Bandes, der nach Spenglers Auffassung die Mißverständnisse ausräumen würde, verzögerte. Neben dem Titel, der für Verwirrung sorgte und den Spengler nicht mit Katastrophe, sondern mit »Vollendung« übersetzt wissen wollte, hätte das Buch zudem auch die falschen Leser gefunden. Spengler hatte sich für sein Buch nicht Grübler, sondern tätige Menschen als Leser gewünscht, da sich seine Philosophie an die Handelnden richte: »Der Tätige lebt in und mit den Dingen. Er braucht keine Beweise, er versteht sie oft nicht einmal.« Problematisch wird es, wenn Spengler den zentralen Gedanken seines Werkes, den Schicksalsgedanken, zur Frage des Mitfühlens, nicht des Verstehens erklärt. Nur in einem Tiefererlebnis könne man erfassen, was Zeit und damit Geschichte in Bezug auf das Schicksal bedeute, und wie die Rolle des Raumes und seine Kausalität in der Gesamtschau zu werten sei. Weiterhin bedürfe es des physiognomischen Takts als der Fähigkeit, den Gang der Welt zu erspüren. Den hätten nur der Staatsmann und der Historiker, die davon ausgehend der systematischen Methode Spenglers folgen könnten, um in der Geschichte Entsprechungen zur Gegenwart zu finden.

Falsch verstanden worden sei auch der Relativismus, der nichts mit Physik zu tun habe, sondern eine Bejahung der Schicksalsidee ist: »Das Einmalige, Unwiderrufliche, nicht Wiederkehrende alles Geschehens ist die Form, in welcher das Schicksal vor das menschliche Auge tritt.« Die Weltgeschichte sei keine Einheit, sondern eine Gruppe von acht hohen Kulturen, die ähnlich gegliedert, aber völlig unabhängig voneinander sind. Da einige von ihnen bereits untergegangen bzw. vollendet seien,

WINTER: ANBRUCH DER WELTSTÄDTISCHEN ZIVILISATION. ERLÖSCHEN DER SEELISCHEN GESTALTUNGSKRAFT. DAS LEBEN SELBST WIRD PROBLEMATISCH. ETHISCH-PRAKTISCHE TENDENZEN EINES IRRELIGIÖSEN UND UNMETAPHYSISCHEN WELTSTÄDTERTUMS

10. MATERIALISTISCHE WELTANSCHAUUNG: KULTUS DER WISSENSCHAFT, DES NUTZENS, DES GLÜCKES

Sankhya, Tscharvaka [Lokajata]	Cyniker, Cyrenaiker, letzte Sophisten [Pyrrhon]	Kommunistische, atheistische, epikurische Sekten der Ablasszeit Die „lauteren Brüder“	Beitham, Comte, Darwin, Spencer, Stirner, Marx, Feuerbach
--------------------------------	---	--	---

11. ETHISCH-GESELLSCHAFTLICHE LEBENSIDEALE: EPOCHE DER „PHILOSOPHIE OHNE MATHEMATIK“. SKEPSIS

Strömungen der Buddhisten	Hellenismus Epikur [†270], Zeno [†265]	Strömungen im Islam	Schopenhauer, Nietzsche Sozialismus, Anarchismus Hebel, Wagner, Ibsen
---------------------------	---	---------------------	---

12. INNERE VOLLENDUNG DER MATHEMATISCHEN FORMENWELT. DIE ABSCHLIESSENDE GEDANKEN

Verschollen	Euklid, Apollonios um 300 Archimedes um 250	Alchwarizmi 800, Ibn Kurra 850 Alkarchi, Alkhwazi 10. Jahrh.	Gauß [†1855], Cauchy [†1857] Riemann [†1866]
-------------	--	--	---

13. SINKEN DES ABSTRAKTEN DENKERTUMS ZU EINER FACHWISSENSCHAFTLICHEN KATHEDERPHILOSOPHIE. KOMPENDIENLITERATUR

Die „sechs klassischen Systeme“	Akademie, Peripatos, Stoiker, Epikurier	Schulen von Bagdad und Barra	Kantianer „Logiker“ und „Psychologen“
---------------------------------	---	------------------------------	--

14. AUSBREITUNG EINER LETZTEN WELTSTIMMUNG

Der indische Buddhismus seit 500	Der hellenistisch-römische Stoizismus seit 200	Der praktische Fatalismus des Islam seit 1000	Der ethische Sozialismus seit 1900 sich verbreitend
----------------------------------	--	---	---

Ausschnitt Tafel aus *Untergang des Abendlandes*.

kann man für das noch existierende Abendland ermitteln, wie es weitergehen wird. Dem Einwand, das aber gerade das doch pessimistisch sei, wenn die Zukunft schon feststehe, begegnet Spengler mit dem Verweis auf den Maßstab der Geschichte. Nur wer davon ausgehe, daß des Menschen Glück in einer als Offenheit gedachten Freiheit liege, könne so denken. Das sieht Spengler aber ganz anders. Sein Freiheitsbegriff ist ein ganz anderer, der die Freiheit des Menschen gerade darin sieht, sein Schicksal anzunehmen und zu gestalten. Diese scharfe These ist vor allem vor dem Optimismus der Vorkriegszeit zu verstehen. Diese Vorbehalte gegen den Optimismus, die auch heute als Pessimismus mißverstanden werden, sind ein wiederkehrendes Moment rechten Geschichtsdenkens bis in die heutigen Tage, das nicht selten, man denke nur an David Engels oder Samuel Huntington oder Max Otte, auf den Spuren Spenglers wandelt.

Geschichtsdenken bedeutet ein Klarwerden über die eigene Lage und ein Abschätzen der Entwicklungsmöglichkeiten. Das ist auch bei Rolf Peter Sieferle (1949–2016) der Fall, um einen neueren Vertreter ins Feld zu führen. Sein 1994 erstmals erschienenes Buch *Epochenwechsel* ist nach seinem Freitod vor drei Jahren wieder aufgelegt worden und gibt uns die Möglichkeit, seine Besichtigung des »Schlachtfeldes der Geschichte« noch einmal auf ihren Bestand hin zu prüfen. Vor dem Hintergrund der Zeitenwende von 1990 entwickelt er ein Panorama der gegenwärtigen Herausforderungen, das von den Grundlagen der Gesellschaft, über die Globalisierung bis hin zu den Fronten der Umweltpolitik reicht. Besonders interessant ist für unseren Zusammenhang aber das Schlußkapitel über die Grenzen des Universalismus, da wir von der Geschichtsphilosophie auch eine Antwort auf die drängendste Frage erwarten dürfen: Können wir unsere Art zu leben, unsere Identität, unsere Kultur im Sturm des Universalismus bewahren? Darauf gibt Sieferle eine salomonische Antwort: Es wird uns weitergeben, allerdings nur noch als funktionierenden Teil der Weltmaschine. Aber Sieferle ist wenigstens in der Lage, die Fronten klar zu benennen, die eben zwischen Universalismus und Partikularismus verlaufen.

Der humanitäre Universalist zerstört durch seine Gleichheitsideologie die tragfähigen Strukturen seines Sozialstaatsparadieses. Der nationale Partikularismus ist nicht in der Lage, sich in einer universalistisch gesonnenen Welt argumentativ Gehör zu verschaffen und wird durch seine Abschottung zum Objekt dessen, was er vermeiden wollte. Der Universalismus kommt ebenso an seine Grenzen, weil er in einen Widerspruch gerät, der am Beginn des geschichtsphilosophischen Utopismus noch nicht gegeben war: Er kann nicht mehr beanspruchen, für die Mehrheit zu sprechen, da der Gegensatz zwischen den Menschen der Wohlstandszonen und dem Endziel globaler Gerechtigkeit ein totaler ist. Er kann daher keine Interessen mehr vertreten, sondern nur noch appellieren, daß man verzichten und sich nivellieren solle: »Der Partikularismus hat den Vorzug, konkrete Interessen vertreten zu können. Der Universalismus vertritt dagegen nur Prinzipien.« Das Paradox sieht Sieferle darin, daß beide nicht mehr in der Lage sind, Interessen und Prinzipien zu verbinden. Das gilt eben auch für den Partikularismus, der irgendwie ahnt, auf einem verlorenen Posten zu kämpfen, wohingegen der Universalismus, das erleben wir ständig, noch immer in der Lage ist, die Massen zu mobilisieren. Dieser Schwung kommt nicht nur aus der gut geölten Wirtschaftsmaschine, die eben immer noch läuft, sondern auch aus der moralisch sicheren Position, mit der der Universalismus ganz selbstverständlich gegen Dunkelmänner und Nationalisten kämpft. Ganz offensichtlich ist der Impuls der Geschichtsphilosophie im Sinne der Fortschrittsideologie noch nicht verpufft.

Ernst Nolte (1923–2016) hat in seinem großen Spätwerk über die *Historische Existenz* eben diesen Impuls als eine der historischen Existenzialien bezeichnet, wenn er von der »ewigen Linken« spricht, die zu allen geschichtlichen Zeiten existiert habe. Aber er hält es im Gegensatz zu Sieferle für nahezu ausgeschlossen, daß sich die große Mehrheit der Bevölkerung der ersten Welt dem linken Ruf nach allgemeiner Gleichheit anschließt und ihr Vermögen aufteilt. Er sieht sogar hier die größte Möglichkeit für eine militante Gegenbewegung, so daß letztlich der Grundimpuls der Linken wieder eine besonders intensive Geschichtsphase als Gegenreaktion hervorbringen könnte und alles Gerede vom »Ende der Geschichte« Lügen strafen würde. Nolte betont hier die menschliche Neigung, die Dinge zu hinterfragen und auch den scheinbar idealen Zustand für verbesserungswürdig zu halten. Doch der Bedarf nach Orientierung wird auf diese Art nur schwer gedeckt werden. Nur wenige sind in der Lage, nur aus dem Negativen zu leben, selbst wenn es eine stabile Minderheit gibt, die ihnen folgt. Die Analogie, daß die geschichtsphilosophischen Moralisten am Beginn ihres Siegeszugs auch in der Minderheit waren und nur behaupteten für die Mehrheit zu sprechen, bietet angesichts der grundsätzlichen Verschiedenheit des Denkansatzes nur wenig Trost und Hoffnung. Aber um Hoffnung ist es unserer Geschichtsphilosophie nicht zu tun. Die Geschichte ist kein Sanatorium, in dem man auf seine Behandlung und später den Tod wartet, sondern Schauplatz von Kämpfen, ein ewiges Wagen und Versuchen, ein Riskieren und Hineinspringen in eine Situation, wenn sich diese öffnet. ■

»Vielleicht kann ein Computer eines Tages sogar die Perioden der Weltgeschichte nach ihren Hauptmerkmalen bestimmen und mithin eine Art Universalhistorie vorlegen. Aber niemals wird ein Computer imstande sein, sich auf sich selbst zu besinnen, von seiner eigenen Situation oder auch von der Situation der Gegenwart Rechenschaft zu geben, über den Menschen und dessen Geschichte, über Sinn und Sinnlosigkeit nachzudenken.«

Nolte: *Geschichtsdenken im 20. Jahrhundert*.

Literaturhinweise:

Jacob Burckhardt: *Weltgeschichtliche Betrachtungen*, Stuttgart 1935;

Friedrich Nietzsche: *Jenseits von Gut und Böse / Zur Genealogie der Moral*, Leipzig 1930;

Oswald Spengler: *Pessimismus?* Berlin 1921;

Reinhard Koselleck: *Kritik und Krise. Eine Studie zur Pathogenese der bürgerlichen Welt*, Freiburg 1959;

Hanno Kesting: *Geschichtsphilosophie und Weltbürgerkrieg. Deutungen der Geschichte von der Französischen Revolution bis zum Ost-West-Konflikt*, Heidelberg 1959;

Armin Mohler: *Die Fünfte Republik. Was steht hinter de Gaulle?*, München 1963;

Odo Marquard: *Schwierigkeiten mit der Geschichtsphilosophie*, Frankfurt a. M. 1973;

Ernst Nolte: *Geschichtsdenken im 20. Jahrhundert: Von Max Weber bis Hans Jonas*, Berlin 1991;

Ernst Nolte: *Historische Existenz. Zwischen Anfang und Ende der Geschichte?*, München 1998;

Karlheinz Weißmann: Nachwort, in: Armin Mohler: *Georges Sorel. Erzvater der Konservativen Revolution*, Schnellroda 2004;

Rolf Peter Sieferle: *Epochenwechsel. Die Deutschen an der Schwelle zum 21. Jahrhundert*, Lüdinghausen 2017.



Linke Lektüre. Eine Anleitung

von Benedikt Kaiser

Wenn seitens des Autors dieser Zeilen bisweilen positiv über *linke* Autoren, Lektüren, Leseerfahrungen räsoniert wird, erfolgt dies von einem »neurechten« Standpunkt aus. Im weitesten Sinne »linke« Ideen als im weitesten Sinne »Rechter« zu rezipieren, erscheint lediglich auf den ersten Blick als ein augenfälliger Widerspruch. Denn die sogenannte Neue Rechte, die in den 1960er Jahren in Frankreich und einige Jahre später in der BRD entstand, war – bei aller weiterhin angezeigten Kritik an dem Phänomen und der Begriffsschöpfung – nicht das, was heute oftmals mit ihr verbunden wird, wenn man sich beispielsweise erst seit 2015, dem Sommer der Migration, näher mit der vielfältigen politischen Sphäre rechts der »Mitte« beschäftigt. Der seit 2015 anhaltende Rechtsrutsch bringt es mit sich, daß heute sogar hedonistisch-neokonservative Kreise zum »neurechten« Komplex gerechnet werden – eine lästige Begriffsverwirrung. »Neue Rechte« bedeutet nämlich ganz sicher nicht, aus einem infantilem Trotz heraus stets jene Auffassung zu vertreten, die dem, was als »links« (oder »linksgrün«) gilt, diametral entgegengesetzt sein dürfte.

Die Neue Rechte war und ist aber, bei aller damals wie heute gebotenen Heterogenität artikulierter Standpunkte, keine Veranstaltung für Verkürzungen der Denkwege oder für egomanische Verhaltenslibertäre, sondern primär für jene,

- ◆ die aufgeschlossen und wach ihre Sinne für Veränderungen im gesellschaftlichen Rahmen schärfen;
- ◆ die nicht zeitgeistig, aber doch auf der Höhe der Zeit geistig tätig sind;
- ◆ die eine realistisch-nüchterne und präzise Lageanalyse einem ideologischen Bekenntnis- und Gesinnungszwang vorziehen;
- ◆ und die im Sinne einer »metapolitischen« Ausrichtung erkannt haben, daß die Veränderung des Alltagsverstands der Menschen im vorpolitischen, kulturellen, medialen Raum für eine wirkliche Umgestaltung der Realität wichtiger sei als ein, zwei Prozentpunkte mehr im parlamentarischen Raum, wichtiger auch als ein, zwei große Anfragen und Gesetzesvorlagen, als ein oder zwei mehr oder weniger kluge Koalitionsbeteiligungen einer »rechten« Kraft.

Diese Aspekte zählen für die heutige Neue Rechte ebenso wie für ihre Pioniere einige Jahrzehnte vorher. Denn die Neue Rechte war in ihrem Ursprungsland Frankreich von Anfang an der Versuch, die Selbstbeschränkung einer politischen Richtung, die sich aus falsch verstandener Prinzipienfestigkeit im Links-Mitte-Rechts-Koordinatensystem verorten wollte, zu überwinden. Die *Neue Rechte* war der aus der Zeit heraus objektiv notwendige Versuch, ein Denken in Synthesen zu wagen, Dinge zu kombinieren und zu etwas anderem, eben *Neuem* zu verschmelzen, gerade

◀ Marta Minujín: »The Parthenon of Books«, 1983 in Buenos Aires.

»Kaiser will den Staub von den rechten Buchregalen fegen und diese um linke Klassiker ergänzen. Er hat begriffen, dass der milieutypische Rekurs auf Martin Heidegger oder Carl Schmitt ein philologischer Anachronismus ohne Gebrauchswert für eine rechte Sozialpolitik wäre. (...). Die Metapolitiker betreiben zudem eine systematische Feindbeobachtung. Die Linke muss vor diesem Hintergrund zur Kenntnis nehmen, dass ihr laufender Disput (...) auf die Neue Rechte eine geradezu vitalisierende Wirkung hat. Die Protagonisten sollen, wie Kaiser exemplarisch vorführt, gegeneinander ausgespielt werden.«

Richard Gebhardt: »Die AfD, die soziale Frage und das ›Mosaik‹ der Rechten«, in: *Das Argument* 331 (1/2019), S. 100–106, hier 105.

»Anstatt die jungen Leute zu ermutigen oder zu entmutigen, sich in der einen oder anderen politischen Richtung zu engagieren, scheint es mir wichtiger, sie dazu zu veranlassen, ihren Diskurs zu erneuern, indem man sich einer tatsächlichen Denkarbeit widmet. (...) Seit fünfzig Jahren höre ich in Deutschland die ganze Zeit dieselben Wörter, wiederholt jeweils wie ein Mantra: ›Kriegsschuld‹, ›Grundgesetz‹, ›Nationalstaat‹ und jetzt ›Islamisierung‹. Mit einem solchen Gepäck kommt man nicht weit. (...) Anstatt sich leidenschaftlich den nächsten Wahlen zu widmen oder sich einzubilden, daß unsere Identität ohne Immigranten weniger problematisch wäre, wäre es besser, Louis Dumont, Jean Baudrillard, Christopher Lasch, Serge Latouche, Karl Polanyi, Hervé Juvin, Régis Debray, Jean-Claude Michéa, Moishe Postone, Hartmut Rosa oder Robert Kurz zu lesen ...«

Alain de Benoist im Gespräch über sein Lebenswerk, Teil 2, sezession.de vom 5. Dezember 2014.

weil stete Entwicklungen in Wissenschaft, Wirtschaft, Gesellschaft und Politik einfache Schwarz-Weiß- oder einfache Links-Rechts-Antworten aussichtslos werden ließen.

Diese angedeuteten Erkenntnisse zu verinnerlichen hieß und heißt freilich nicht, daß man alles, was die genuin rechten Traditionslinien vergangener Generationen beinhaltet, über Bord werfen sollte. Diese Linien muß man aufnehmen und sich aneignen, wenn es sinnvoll ist, korrigieren, wo es nötig, und weiterführen, wo es überzeugend erscheint.

Eine neue Denkweise in Synthesen von rechts her zu erschließen heißt zu erkennen, daß neue Probleme, Konstellationen und Widersprüche eben mit neuen Methoden und Erkenntniswegen einhergehen müssen. So auch in der Gründungszeit der »Neuen Rechten«: Man stürzte sich in verschiedene wissenschaftliche Zweige, vertiefte Erkenntnisse der Anthropologie, der Verhaltenslehre, der Biologie und der Soziologie. Man rüstete theoretisch auf, weil die politische Rechte diese Arbeit in den Jahren vorher diesseits wie jenseits des Rheins aus habituellen und ideologischen Motiven heraus vernachlässigt hatte.

Zu diesen *theoretischen* Erkenntnisprozessen – inklusive einiger später korrigierter Ableitungsfehler rund um einen biologistischen Reduktionismus – kam der naheliegende *praktische* Zug. Denn es steht außer Zweifel, daß sich die – wiederum: äußerst heterogene – Linke in den 1960ern lebendiger, lesebegeisterter, theoriehungriger und erfolgreicher denn je präsentierte. Kurz: Sie war das krasse Gegenteil von dem, was man heute mit ihr verbinden dürfte. So war es konsequent, daß man von »neurechter« Positionierung aus den Blick nach links wandte und sich durch Regalmeter Literatur wühlte. Eben so kam es, verkürzt dargestellt, daß die erste neurechte Generation in Frankreich um Alain de Benoist und Dominique Venner bzw. in Deutschland um Henning Eichberg neben *rechtem* Aktionismus und *rechter* Ideenpolitik vor allem *linke* Lektüren pflegte und gewisse Früchte der Auseinandersetzung in das eigene Weltbild integrierte. Bei den französischen Neurechten um Benoist und in seinen drei Periodika – *éléments*, *Krisis*, *Nouvelle École* – hält diese linke Lektüre bis heute konstruktiv an.

Benoist teilte auch dieser Zeitschrift 2014 mit, was die Grundhaltung des originär neurechten Herantastens an Begriffe, Ideen, Denkweisen auch linker Provenienz ausmache. Er nannte linke Autoren, in deren Büchern er Erkenntnisse zu finden glaubte. Gerade auch, weil über den Nutzen der Lektüre einiger von ihnen trefflich gestritten werden darf, wird einmal mehr deutlich, daß jeder persönliche Zugänge zu Analysen und Theorien über eigene Anknüpfungspunkte und Interessensgebiete finden muß; einen goldenen Weg gibt es auch bei der Auswahl linker Lektüre für Rechte nicht.

Ohnehin: Linke Lektüre für undogmatische, aufgeschlossene Rechte – das kann im schlechten Fall zu anderen Ergebnissen führen als zur Integration adaptionsfähiger Gedanken des politischen Gegners in das eigene Weltbild. Bei Henning Eichberg etwa sorgte es für den sukzessiven Übergang in das andere politische Lager. Letztlich nämlich arbeitete er nicht, wie sein temporärer Gefährte Alain de Benoist, an einer links-rechts-synthetisierenden Politik mit rechten Persönlichkeiten, sondern versuchte eine dezidiert *linke* Politik mit dezidiert *linken* Menschen zu gestalten. Daran ist nicht nur zu erinnern, weil Eichberg einst der Gründungsvater der deutschsprachigen Neuen Rechten gewesen ist (als der er heute noch durch die Sekundär- und Tertiärliteratur tingelt, ohne – *grosso modo* – überhaupt weiterhin als inspirierende Quelle gelesen zu werden). Dessen gilt es sich vielmehr deshalb zu entsinnen, weil linke Lektüren für jede einzelne Person die Option offenhalten, sich von ihnen überzeugen zu lassen, und zwar: gänzlich überzeugen zu lassen. Ohne Eichberg als vielschichtigen Denker pauschal zu verwerfen, muß konstatiert werden, daß ein festes Fundament, ein ausgeprägtes weltanschauliches Bewußtsein und – so kann ganz idealistisch angenommen werden – auch ein bestimmter Charaktertyp vorliegen sollte, wenn man sich als (Neu)Rechter in linke Gedankenmodelle einarbeiten möchte, um sie als Steinbruch auszubeuten.

Es ist notwendig, sich bei allen möglichen Schnittmengen, die sich beim Zugriff auf linke Werke andeuten, an entscheidende Differenzen zu erinnern. Alain de Benoist als Philosoph und Universalgelehrter muß

ein solches Erfordernis nicht eigens betonen, aber wer nicht »nur« geistig schöpferisch wirken möchte, sondern auch realpolitische Veränderungen anstrebt und auf die Bildung junger Multiplikatoren abzielt, sollte sich bei ideenhistorischen wie aktuellen Examinierungen linker Ansätze der nur schwer veränderlichen Trennlinien bewußt bleiben.

1. Das skeptische Menschenbild ist eine entscheidende Trennlinie: Mit Arnold Gehlen, Konrad Lorenz und Alexis Carrel gehen wir davon aus, daß der Mensch ein Mängelwesen ist, das der Gemeinschaft und der stabilisierenden Institutionen bedarf. Als Mängelwesen zum Guten wie zum Schlechten fähig, sind es tragende Säulen einer gemeinschaftlichen Ordnung, die den Individuen Orientierung und Normen des Zusammenlebens mitgeben. Sie sind unverzichtbar und nicht beliebig. Ein neurechter Standpunkt verwirft bei einer grundlegenden Position wie dem skeptischen Menschenbild jede Form der Beliebigkeit, denn er glaubt nicht an die Totalemanzipation der Persönlichkeit zu einem von Bindungen und Pflichten gelösten, frei oszillierenden Individuum.

2. In neurechten Weltbildern kommen keine abstrakten Menschen in einer abstrakten Menschheit vor. Das Interesse gilt dem Plastischen, dem Lebendigen, gewissermaßen dem Organischen. Der Mensch existiert als konkreter Mensch, als Persönlichkeit in einem bestimmten, vielschichtigen Zusammenhang. Man kann gemäß neurechter Vorstellung des Lebens familiäre, regionale, volkliche oder nationale Identitäten nicht willkürlich gestalten. Vorhandene und übermittelte identitäre Marker sind dabei keine absoluten Determinanten, und fast jedes Individuum weist eine relative Gestaltungsfreiheit und -höhe auf. Aber die Vorprägungen verorten und verwurzeln den Einzelnen, sie geben ihm jenes Fundament, von dem aus er seine eigene Persönlichkeitswerdung und gestalterische Lebensführung überhaupt erst gedeihen lassen kann.

3. Dieser Entwicklungsgedanke führt zu einer weiteren unumstößlichen Differenz zwischen neurechten und linken Denkwelten: Neurechte Akteure arbeiten mit dem, was sie haben, um schrittweise zu jenem Fernziel zu kommen, das unter Berücksichtigung des *skeptischen* und *identitären* Menschenbildes – skizziert als 1. und 2. – praktikabel oder zumindest am Horizont denkbar erscheint. Anders als Gärtnerkonservative und bloße Traditionskompanien im rechten Beritt erkennt man die mobilisierende Rolle von nationalen und sozialen Mythen und, situativ, von politischen Utopien durchaus an. Doch wirken sie – und eben dies macht ja den Unterschied zu linken Ideologien aus – im Rahmen dieser Standpunkte als Stimulanz, als dynamisierendes Element, und gerade nicht als Selbstzweck; sie geben keine Grundlage für ein Menschenbild ab, sie dienen nicht als Folie für eine integrale Weltanschauung oder politische Theorie.

Akzeptieren wir diese drei Gesichtspunkte als Unterscheidungen zwischen links und neurechts, kann man sich auf interessante, fruchtbare Ausflüge in linke Gefilde begeben. Es gibt dabei aber zwei bedenkenswerte technische »Richtlinien«, wenn man als »Rechter« linke Autoren – Klassiker oder auch aktuelle Denker – liest:

Man rezipiert als eine Person, die dort, wo es sinnvoll erscheint, durch Erkenntnisse des »Gegners« lernen will. Linke Lektüre dient nicht der theoretischen Selbstunterhaltung, sondern, zumindest à la longue dazu, Realitäten zu verändern, die aber erst substantiell verstanden und durchblickt werden müssen. Hier können, um ein Beispiel anzuführen, linke Analytiker kapitalistischer Prozesse – Stichworte: Entfremdung, Kommodifizierung des Lebens, Vermögensspreizung, Postpolitik – hilfreich sein.

Der zweite Aspekt besteht darin, sich bewußt zu werden, daß eine *lernende* Lektüre nicht gleichzusetzen ist mit einer *nachahmenden* Lektüre im Sinne einer kritiklosen Übernahme oder Selbstanpassung an linke Grundüberzeugungen und Standpunkte. Wenn mit Helmut Kellershohn einer der klügeren gegnerischen Beobachter der neurechten Szenerie in einem aktuellen Sammelband moniert, der Autor dieser Zeilen interessiere sich bei linker Lektüre vor allem für solche Aspekte, die aus heutiger Sicht – und speziell aus Sicht der Rechten – von Bedeutung sein können, trifft er untrüglich den Punkt: Was anderes als dies sollte eine synthetisierende rechte Lektüre auch bezwecken? Es geht um die Ausdehnung des neurechten Horizonts um Erkenntnisse, die auf bestimmten Themenfel-

»Gehlen sieht die wichtigste Beobachtung darin, daß der Mensch als einziges Lebewesen nicht aufgrund der allgemeinen Anordnung seiner Anatomie oder seiner Organe auf einen bestimmten Zweck spezialisiert ist – er ist nur ein »Spezialist der Nichtspezialisierung«. Ebendiese fehlende Spezialisierung ermöglicht ihm die Anpassung an und transformierende Einwirkung auf sämtliche Umgebungen. In diesem Sinne ist der Mensch für ihn ein »Mängelwesen«. Die Vielfalt der Kulturen ergibt sich unmittelbar aus der Vielzahl der Entscheidungen, die der Mensch andauernd treffen muß: Indem er Kulturen schafft und Institutionen errichtet, vermag der Mensch seinen »instinktiven Dilettantismus« zu stabilisieren.«

Alain de Benoist: *Mein Leben. Wege eines Denkers*, Berlin 2014, S. 229f.

dern mitunter eher aus den Reihen der »Gegenseite« formuliert werden, und seltener in der eigenen Hemisphäre Beachtung und Würdigung finden. Man gibt seine eigenen Standpunkte nicht preis, wenn eingeräumt wird, daß – damals wie heute – auch links der Konsens-»Mitte« patente, anschlussfähige Denker wirken, deren Urteilskräfte man kontextbezogen in eigene Dienste stellt. (Ob dieses Methode auf Gegenliebe stößt oder nicht, ist gänzlich unerheblich.)

Weil sich überdies die aktivistische Linke der Bundesrepublik als »Bewegungslinke« in ideologische Sackgassen individualistischer »Antidiskriminierungspolitik« verrennt und noch jeden nicht rationalisierbaren Wahnsinn auf die Spitze treibt, weil also die heutige Linke der Praxis überwiegend nur noch eine Verfallserscheinung darstellt, fehlen aber den diversen anschlussfähigen Theoretikern von links starke Resonanzräume und jene Empfängerkreise, die ihre Analysen aufnehmen, verinnerlichen, modifizieren oder herunterbrechen und in Massenpolitik umsetzen können. Man zitiert von links zwar ohne Unterlaß seine Granden, wie beispielshalber Wolfgang Streeck und dessen Analyse über die *Gekaufte Zeit* (Berlin 2013/2018), aber man hat verlernt, selbstkritische Ansätze ernst zu nehmen. Streecks Schilderung etwa der Rolle jener »68er«, die einst gegen den »Konsumterror« opponierten, um hernach einer Periode der beispiellosen Kommerzialisierung und des Konsumismus freie Bahn zu verschaffen, verpuffte ebenso im luftleeren Raum wie seine Warnung an die vom Kampf gegen Rechts einseitig besessene Linke, daß »nicht mehr der Nationalismus die größte Gefahr (darstelle), schon gar nicht der deutsche, sondern der hayekianische Marktliberalismus«. Diese Kritik bleibt erfreulicherweise ohne Resonanz; die Linke steckt trotz Streeck gemeinsam mit dem liberalen Juste Milieu in der konformistischen Rebellionsblase, in der wir sie auch belassen sollten.

Denn just hier kommt recht eigentlich die Neue Rechte ins Spiel, die ertragreiche Untersuchungen und Betrachtungen durch die klügeren linken Autoren im deutschsprachigen Raum fast exklusiv aufnehmen, modifizieren oder herunterbrechen und, eingebettet in weiterführende Positionen, in praktische Massenpolitik umsetzen kann.

»Die inflationäre Zunahme von Kränkungsgefühlen ist eine der markantesten Folgen in einer Gesellschaft der Vereinzelung, in der das individuelle Erleben absolut gesetzt wird und Anerkennung und Rücksichtnahme einfordert.«

Bernd Stegemann: *Die Moralafalle. Für eine Befreiung linker Politik*, Berlin 2018, S. 40.



Ernst Jünger und Alain de Benoist (1977).

Denn was bemerkenswert erscheint: Anders als teils in rechten Gefilden zeichnet sich links eine inhaltlich sehr breit aufgestellte Grundkonstellation ab. Man beschäftigt sich bei den befähigten Restlinken nicht einseitig mit Gender Mainstreaming oder Geschichtspolitik, sondern deckt die unterschiedlichsten Felder ab, von Wirtschaft bis Psychologie und von populistischen Experimenten bis zur Polemik gegen das linksliberale Kartell der Herrschenden.

Konkret gefaßt zählen zur heterogenen Linken heute Soziologen wie Streeck, Wirtschaftsexperten wie Thomas Piketty, Psychologen wie Rainer Mausfeld, Polemiker wie Slavoj Žižek, freie Radikale wie Alain Badiou, Populismusdenker wie Chantal Mouffe, Dramaturgen wie Bernd Stegemann oder Politiker wie Sahra Wagenknecht. Sie zu lesen, im Rahmen einer »unterscheidenden Lektüre« (Rolf Peter Sieferle), gehört zu einem auf

den eigenen Fundamenten aufbauenden und nach Erkenntniserweiterung und Profilschärfung strebenden politischen Milieu unweigerlich dazu.

Eine damit verbundene positive Rezeption linker Texte, also eine konstruktive linke Lektüre, will dabei zweierlei *nicht* und zweierlei *explizit*. Es geht erstens nicht allein darum, zu zeigen, daß es gerade im Analysebereich gescheite Restlinke gibt. Und es geht zweitens überhaupt nicht darum, diese Köpfe innerhalb ihres Milieus stärker zu machen. Es ist gut, wie es ist, und das meint hier: Es ist gut, daß sie ihrer Resonanzräume im eigenen Lager verlustig gehen, daß sie eher angefeindet als herangezogen werden, daß sie ihre konstruktiven Untersuchungen in ein – vermeintliches – Vakuum hineinschreiben.

Es geht demgegenüber explizit um zweierlei, um etwas Inhaltliches und etwas Strategisches. Erstens geht es inhaltlich um das Sich-Aneignen einer umfassenden Lektüre, wozu eben auch linke Lektüre zählt. Alain de Benoist hat dies, zusammenfassend dargestellt, so erklärt: Wenn man einer »Neuen Rechten« angehört, kann man sich von einem festen Fundament aus auch bestimmten linken Ideen verbunden fühlen. Auch deren Theorien sind, bei allem berechtigten Widerspruch gegen sie, keine isolierten Systeme, und es gab immer schon optionale Verbindungswege zwischen einzelnen Denksträngen von »ihnen« und »uns«. Er sehe keinen Widerspruch darin, sich neben den obligatorischen Namen wie Heidegger, Jünger oder Schmitt auch auf linke Vordenker zu beziehen. Denn eine Neue Rechte habe den neoliberalen Kapitalismus schon lange als »Hauptgegner« erkannt, die linken Spielarten währenddessen als unterschiedliche »Nebengegner«, die wiederum erst den einflußreicheren Hauptgegner als Grundlage für ihr Handeln benötigen. Es sei hier auch an Armin Mohlers Gleichnis des Primär- und Sekundärgegners erinnert, also des Liberalen einerseits und des Linken andererseits, der erst die geschaffenen Zustände des Erstgenannten benötigt, um wirken zu können. Daher, so Benoist, interessiere sich die Neue Rechte »selbstverständlich für die bis dato schärfsten und besten Kritiker des Kapitalismus« und seiner Verhältnisse. Zumal dann, so ließe sich ergänzen, wenn es »rechts« auf bestimmten unverzichtbaren Feldern und zu bestimmten unverzichtbaren Sujets keine vergleichbaren wissenschaftlichen Analysen gibt.

Zweitens geht es strategisch um ein synthetisierendes Denken. Dieses Denken in Widersprüchen und konstruktiven Verbindungen kann dazu führen, daß intern vorhandene Schwachpunkte durch externe Stärken ausgeglichen werden. Es geht darum, das Eigene, das Neurechte, differenzierter, substantieller, wirkungsvoller und kohärenter werden zu lassen. Dies umreißt das Hauptziel.

Eine in alle Richtungen inhaltlich und analytisch tastende, suchende, sich korrigierende Neue Rechte hat es auch in einer komplexer werdenden zukünftigen Realität nicht nötig, auf der linken Seite nach Partnern, etwa für eine unter den gegebenen Verhältnissen irrealen »Querfront«, zu suchen. Sie würde dann aus eigener Kraft eine intellektuelle Alternative zum postpolitischen Status quo verkörpern. Das *kann* zusätzlich und akzidentiell den graziösen Nebeneffekt aufweisen, jene Restlinken anzu ziehen, die in ihrem Lager an der Verengung des Sagbaren leiden und die aufgrund ihrer realistischen Auffassungsgabe angefeindet werden. Aber dies ist kein Selbstzweck, keine sentimentale subjektive Versuchung. Linke Lektüre von rechts heißt eben auch: »ausschlachtend« und zergliedernd lesen, und dort zuzupacken, wo es zu helfen verspricht.

Ob Gegner ein solches Prozedere dann als »Diskurspiraterie« oder »Eklektizismus« schelten, kann gelassen zur Kenntnis genommen werden. Es geht auch bei neurechter politischer Theorie und ihrer Genese um die Veränderung der Zustände in Deutschland und Europa – und nicht um Bestnoten für ideenhistorische Reinheit, für ideenhistorischen Benimm. Bestnoten sind etwas für Verfechter einer reinen Lehre, bemüht Schöngeistige oder auch altkonservativ Distinguierte. Uns geht es um viel mehr: Wir wissen, daß das Denken kein Selbstzweck ist, keine bloße Koketterie. Wir bejahen darüber hinaus, daß »das Denken nicht von der Praxis trennbar ist« und »gegen die Logik des Kapitals, gegen die Entwurzelung der Völker und die Ausmerzungen der Kulturen« nur ankämpfen kann, wer »über ein alternatives Theoriwerk verfügt« (Alain de Benoist). Dieses fällt nicht vom Himmel, man muß es sich erarbeiten. Neue Rechte – das heißt einmal mehr *Work in Progress*. ■

»Wenn Sie mit einem »Rechten« zu tun haben, so suchen Sie herauszubekommen, wer sein Feind Nr. 1 ist. Sind es die Kommunisten, so haben Sie einen von Grund harmlosen Menschen vor sich. (...) Wenn der Mann jedoch in erster Linie auf die Liberalen gespielt ist, wird die Sache ernsthafter. Denn dieser Rechte hat einen Feind, der bereits innerhalb der Burg agiert und unsere Abwehr so weich macht, daß der äußere Feind eindringen kann.«

Armin Mohler: *Gegen die Liberalen*, Schnellroda 2010, S. 7.

Heroisches Scheitern – Tolkiens Reich

von David Engels

Das sich vor unseren Augen abspielende Endstadium der abendländischen Zivilisation ist geprägt von einer großen Verwirrung. Dies war in der Weltgeschichte schon immer die Folge jener »Umwertung aller Werte«, in der sich der letzte Rest des Alten verzehrt, ohne daß viel Hoffnung auf eine Neugeburt bestünde. Und dennoch müssen wir, dringender als je zuvor, Urteile fällen und rasch handeln, wollen wir zumindest ein wenig von dem guten Geist des alten Abendlands über jene »Jahre der Entscheidung« hinwegretten und für eine vielleicht ferne Zukunft fruchtbar machen.

Mehr denn je brauchen wir dabei geistige Nothelfer, um das Profil jener Erneuerung zu schärfen und uns klar darüber zu werden, was das »Eigentliche« ausmacht, das es zu bewahren gilt; und dabei könnte dem Werk von J.R.R. Tolkien eine kaum zu unterschätzende Bedeutung zukommen. Tolkien, Professor für englische Philologie in Oxford, ist der Masse vor allem durch die jüngsten Verfilmungen des *Hobbit* und des *Herrn der Ringe* bekannt, welche auch das Interesse an seinen anderen Schriften wiedererweckt haben, unter denen das *Silmarillion* die beste Übersicht über seine Privatmythologie und die *Briefe* den sicher vollständigsten Einblick in seine tagtägliche Gedankenwelt liefern. Ursprünglich mit dem spielerischen Gedanken begonnen, aus spekulativen Etymologien und erfundenen Sprachen eine »Mythologie« für England zu schaffen, welches mit der normannischen Eroberung seine eigentliche, angelsächsische Seele verloren hatte, wurde aus jenem philologischen Zeitvertreib rasch eine imposante »Sekundärschöpfung«, welche tief in Tolkiens katholischem Glauben verankert war und viele der persönlichen Fragen ihres Autors auf eine archetypische mythologische Ebene erhoben und dort symbolisch beantworteten.

Tolkiens Werk ist aufgrund seiner Vielschichtigkeit und seines Traditionalismus eine wahre Fundgrube für den heutigen Konservativen; und es ist erstaunlich, daß die sich hieraus ergebenden Chancen gerade in Anbetracht der unermesslichen Popularität Tolkiens bei jungen Menschen noch nicht einmal ansatzweise erkannt worden sind. Gott als historischer Akteur; Gut und Böse als unverhandelbare Größen; Ehre, Treue und Pflicht als höchste Tugenden; klare gesellschaftliche Hierarchien; feste Geschlechterrollen; Einsicht in die Vergeblichkeit allen menschlichen Tuns; Schönheit und Leid als einander bedingend; die Hoffnung auf die Wiederkehr des Königs – Tolkiens Gedankenwelt steht, genau betrachtet, eigentlich für all das, was im 21. Jahrhundert als »politisch unkorrekt« verteufelt wird, und auch Tolkien gab sich, was seine eigene Positionsbestimmung betraf, keinerlei Illusionen hin.

Daß Tolkiens Werke trotz oder gerade aufgrund jenes vergifteten Klimas inmitten unserer hochkapitalistischen, atomisierten Welteinheitskultur wieder millionenfach gelesen werden, beweist nur das gewaltige

»Die Welt ist ganz seltsam geworden. (...) Wie soll ein Mensch beurteilen, was er in solchen Zeiten tun soll?«
 »Wie er immer geurteilt hat«, sagte Aragorn. »Gut und Böse haben sich nicht in jüngster Zeit geändert; und sie sind auch nicht zweierlei bei Elben und Zwergen auf der einen und Menschen auf der anderen Seite. Ein Mann muß sie unterscheiden können, im Goldenen Wald ebenso wie in seinem eigenen Haus.«

Der Herr der Ringe, Bd. 2.

Potential seines Denkens. Im Folgenden wollen wir einige moderne Probleme des gegenwärtigen politischen Konservatismus im Lichte des Tolkienschen Werks betrachten und somit hoffentlich zu einer weiteren Beschäftigung mit dem Thema anregen.

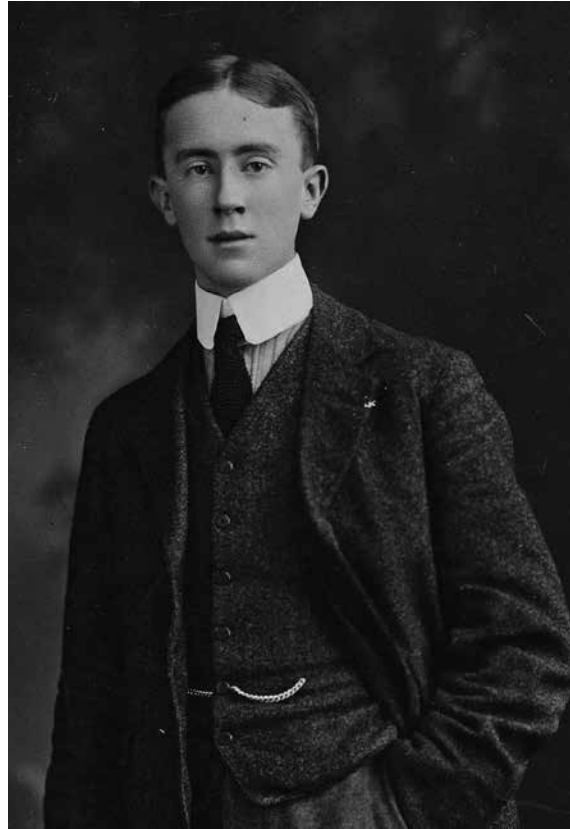
Die Umwertung aller Werte

Die Entwicklung der letzten Jahrzehnte hat gezeigt, daß eine Gesellschaft ohne transzendente Grundlage früher oder später zu Entartung und Scheitern verurteilt ist, ebenso, wie in Tolkiens mythischen Geschichtszyklen Hybris und Abwendung vom göttlichen Gesetz immer wieder in den Zusammenbruch führen; seien es die Verbrechen der Noldor in Beleriand, der Fall Numenors oder der langsame Niedergang Arnors und Gondors. Was viele kritische Denker schon seit dem 18. Jahrhundert ahnten, ohne doch von den fortschrittsberauschten Massen ernst genommen zu werden, ist schließlich eingetroffen: Nachdem sich auch die letzten Reste von Anstand, Ehre, Treue, Familiengefühl und Gewissen nach zähem Kampf verflüchtigt haben, treten uns die Folgen der geistigen Diktatur der angeblichen »universellen Rechte« klar vor Augen, die an ihre Stelle gerückt sind.

Aus der »Achtung der Menschenwürde« wird die Generalvollmacht zur Abtreibung bis zum Tag der Geburt abgeleitet; aus der »Demokratie« ein bürokratisches Monster wie die EU; aus der »Gleichheit« ein duales System, in dem die Probleme nicht bei den »Eliten«, sondern den »Bevölkerungen« gesucht werden; aus der »Rechtstaatlichkeit« ein zynischer Rechtspositivismus; aus der »Nichtdiskriminierung« die Hetzjagd auf »alte weiße Männer«; aus der Gleichstellung der Geschlechter die Verschleierung als Sieg des Feminismus; aus der »Toleranz« der Freifahrtschein für Parallelgesellschaften und Sittenverfall; aus der »Solidarität« der Rettungsschirm für die Großbanken; etc. Bereits Tolkien hat explizit festgehalten, daß Morgoths Orks und Sarumans Maschinen nichts anderes seien als Sinnbilder einer aus ursprünglich guten Intentionen entstandenen kollektivistischen und mechanistischen Weltauffassung, wie er sie im Ersten Weltkrieg erstmals zu spüren bekam, und wie sie sich während seiner späteren Lebenszeit zunehmend verdichtete – nicht nur in den totalitaristischen Staaten, sondern ganz explizit auch in der »freien Welt«.

Daher irren auch all jene, welche glauben, echter Konservatismus bedeute den Wunsch zur Rückkehr in die angeblich »guten alten Zeiten« etwa der 1980er, bloß weil die katastrophalen Konsequenzen des damals bereits fest eingerichteten Linksliberalismus noch nicht ihre gesamte Tragweite entfaltet hatten: Was not tut, ist ein vollständiges Umdenken und eine Rückkehr zu den Ursprüngen. Denn wo der Mensch das Maß aller Dinge ist, wird derjenige, der Menschentum definiert, zum unangefochtenen Alleinherrscher – und zwar ohne, daß an der äußeren Form des Rechts ein Jota verändert werden müßte, da die wahre Macht sich längst in die Interpretation, nicht Ausformulierung des Gesetzes verlagert hat. Denn wo nur noch die Mechanik der Einzelteile, nicht aber der transzendente Sinn des Ganzen ins Blickfeld gerät, muß es zu Tyrannis und Katastrophe kommen, wie auch Tolkien eindringlich am Beispiel jener allzu Wißbegierigen wie Feanor, Sauron oder Saruman schilderte, die in prometheischer Selbstüberschätzung letztlich zu Unmenschen werden, denn »derjenige, der etwas zerbricht, um herauszufinden, was es ist, hat den Pfad der Weisheit verlassen«, wie schon Gandalf weiß.

Mehr denn je brauchen wir also eine neue Rückbindung unseres Wertesystems an eine transzendente Größe als ultimativen und unveränderlichen Bezugspunkt und Legitimation einer jeden Handlung, eine symbolische »Rückkehr des Königs«. Aber freilich: Wer wäre heute noch fähig, das ganze Ausmaß jener Entartung überhaupt zu ermessen, da Eltern, Schulen, Medien und Politik bei den meisten Menschen fast eine völlige Aushöhlung jeglichen natürlichen Gefühls von Anstand und Würde so-



J.R.R. Tolkien

wie einen grundlegenden Bruch mit den Traditionen der kollektiven Vergangenheit bewirkt haben? Schon Tolkien war äußerst skeptisch, was das menschliche Vermögen betrifft, lange Zeit ohne äußeren Druck sittlichen Wert zu bewahren, und es war kein Zufall, daß er seinen im Nachlaß erhaltenen Fortsetzungsentwurf des *Herrn der Ringe* (»A New Shadow«) nach einigen Seiten abbrach, da er rasch ins Dystopische abglitt.

Und doch: Das dem Menschen eingeborene Bedürfnis nach einer transzendenten Verankerung seines Lebens läßt sich niemals völlig unterdrücken und schlägt sich stets in einer unterschwelligem Sehnsucht nach Ordnung und Sinngebung nieder – und, wo eine solche sich nicht erreichen lassen sollte, dem unterbewußten Wunsch nach Zerstörung der gegenwärtigen Gesellschaft, um auf ihren Trümmern eine vielleicht archaischere, aber gesündere Struktur zu errichten, wie die Faszination für Zombie-, Fallout- oder sonstige apokalyptische Szenarien, das wiedererwachte Interesse an Magie und die Sehnsucht nach vormodernen Gesellschaftsmodellen von J.R.R. Tolkien über Andrzej Sapkowski bis George R.R. Martin zeigen.

Dieses Bedürfnis ist eine Gefahr und zugleich eine Chance für die konservativen Kräfte Europas: Eine Chance, da jener Sehnsucht ein gewaltiges politisches Potential innewohnt; eine Gefahr, da jenes Streben gegenwärtig von Medien und Konsumgesellschaft in eine Richtung gesteuert wird, welche vielen Grundvorstellungen der abendländischen Tradition zuwiderlaufen könnte. Dies ist um so schlimmer, als große Teile der Konservativen mittlerweile darüber uneins sind, was als eigentlicher Kern jener dringenden transzendenten Rückenbindung der abendländischen Gesellschaft zu betrachten ist. Tolkiens Antwort auf diese Frage ist deutlich: Nur die Rückbesinnung auf die christliche Tradition, und zwar nicht in ihrer gegenwärtigen Schwundstufe, sondern in ihrer eigentlichen heroischen Größe, kann die abendländische Gesellschaft wieder ihrer eigentlichen Schicksalsbestimmung entgegenführen.

Heidnisches und christliches Abendland

Über mindestens tausend Jahre war es im Abendland das Christentum, das in Kombination mit lokalen Bräuchen und letzten Resten römischer Tradition den unhintergehbaren Bezugspunkt jeglicher Gesellschaftsordnung darstellte. Das bedeutet nicht, daß hiermit ein vollständiger Antwortenkomplex auf jegliche Frage vorlag, da auch die christliche Tradition einer dynamischen Entwicklung unterlag.

Trotzdem bestand immerhin die Bereitschaft, alle Probleme aus der Perspektive eines unwandelbaren Gottes- und Menschenbildes und auf Grundlage eines vielschichtigen Corpus mündlicher Traditionen, biblischen Texten und kanonischen Auslegungen zu klären und dabei die Kategorien von Gut und Böse als absolut und jenseitig verankert vorauszusetzen – und nicht, wie heute, als »Verhandlungssache«.

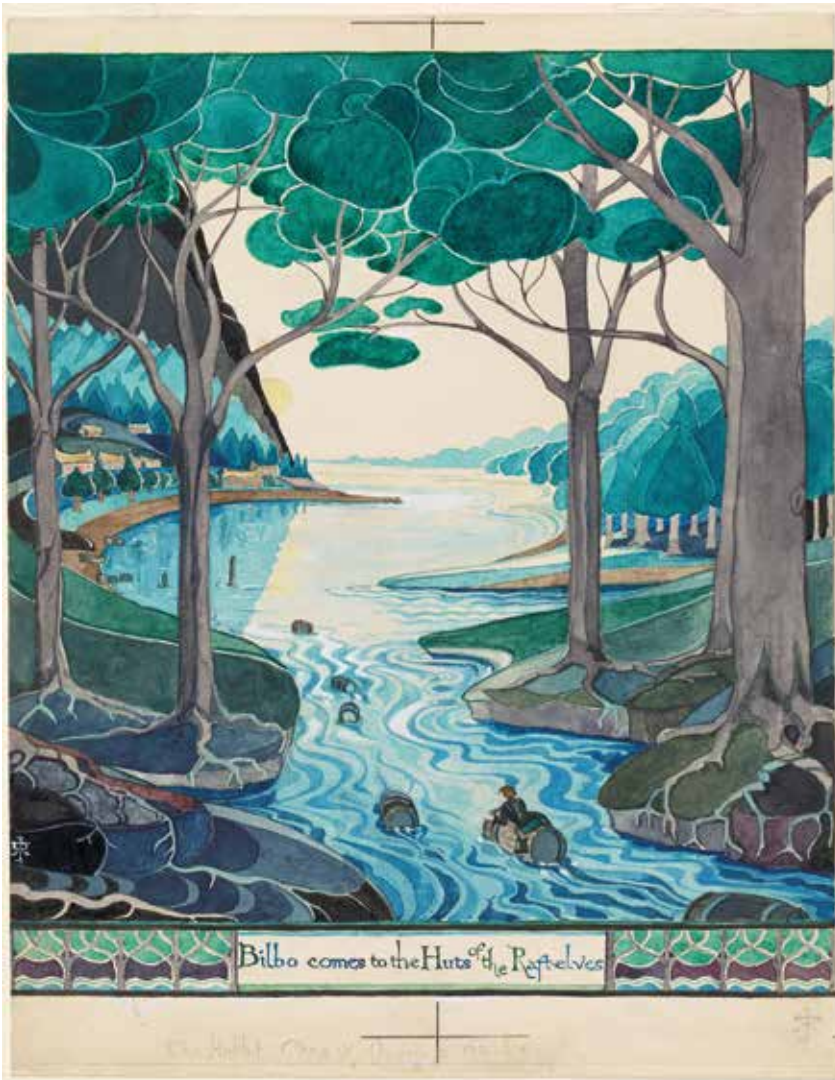
Schon Tolkien machte dabei darauf aufmerksam, welche Schwierigkeiten entstehen, wenn vom rechten Weg abgewichen und faule Kompromisse eingegangen werden: Am Anfang steht der als Idealismus kaschierte Ehrgeiz, am Ende die reine Dämonie; und opportunistische Köpfe, die inmitten dieser großen Verwirrung die letzten Aufrechten als Unruhestifter brandmarken, da »für schielende Augen die Wahrheit ein schiefes Gesicht haben mag«, wie von Grima Schlangenzunge berichtet wird, finden sich immer zuhauf.

Jene Zeiten sind mittlerweile spätestens seit 1789 vorbei, und selbst die letzten Reste kulturchristlicher Leitkultur erliegen heute dem doppelten Ansturm von Linksliberalismus und Islamismus. Doch es ist nicht nur das Verschwinden des Christentums aus dem Miteinander und den Her-



J.R.R. Tolkien, kommentierte Karte von Mitteleerde.

zen der Menschen, das eine langfristige Bedrohung für die Stabilität unserer dem Relativismus preisgegebenen Gesellschaft darstellt (von ihrem Seelenheil ganz zu schweigen) – noch schlimmer ist die Anpassung dessen, was von den christlichen Institutionen noch übrig ist, an den Ungeist der Zeit; ebenso, wie auch in Tolkiens Welt der Verrat selbst ehrwürdigste Institutionen aushöhlt, sei es das Königreich Gondolin, das Statthalteramt über Gondor oder den Vorsitz des magischen Rates.

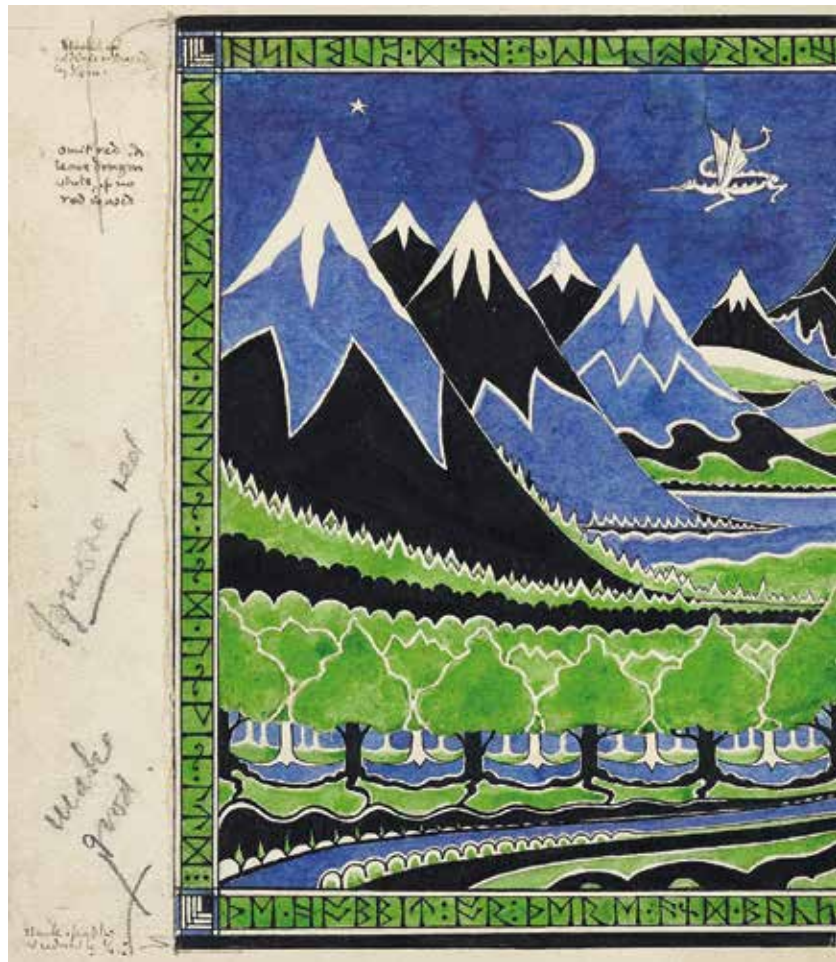


J. R. R. Tolkien, Bilbo erreicht die Seestadt der Flößer, 1937.

Christentum, das ist heute eine Gemeinschaft geworden, welche längst den Bezug auf den christlichen Gott aufgegeben hat, ebenso wie die philosophische Tiefe des trinitarischen Dogmas, den stolzen Anspruch auf absolute Wahrheit, den Mut zur heroischen Verteidigung des Eigenen und zum Haß auf den Feind, die Einsicht, daß das Heil immer nur Resultat einer göttlichen Gnade ist, und nicht zuletzt den Stolz auf die eigene Vergangenheit. An ihre Stelle getreten ist die Reduktion spiritueller Komplexität auf die Platttheit des Kantschen Imperativs, die bewußte Relativierung des eigenen Glaubens, die als Pazifismus bemäntelte Zahnlosigkeit und vieles mehr.

Gitarrengeklimper statt Bachscher Oratorien, brutalistische Sichtbetonhütten statt gotischer Kathedralen, politisch korrekter Zeitgeist statt mutiger Überzeitlichkeit, pastorale Stammelei statt jahrtausendealtem Ritus – das ist aus der Kirche des 21. Jahrhunderts geworden, wie bereits Tolkien fürchtete, dem schon das Zweite Vatikanum größte Bauchschmerzen bereitete, und der sich starr des Lateinischen bediente.

Kein Wunder also, daß viele Konservative sich von der christlichen Tradition abgewandt haben und diese entweder als eine Art vormoderne »Hinführung« zum gegenwärtigen linksliberalen Sozialstaat sehen, oder die christliche Botschaft aufgrund ihrer Universalität, ihres kritischen



Menschenbilds und ihres Liebesgebots als eigentliche Ursache für Globalisierung, Selbsthaß oder Überfremdung fehlverstehen. Während aber nun jene postchristlichen, linksliberalen Konservativen nur die Konsequenzen, nicht aber die eigentlichen Grundlagen des gegenwärtigen Verfalls scheuen, liegt bei den außerchristlichen Konservativen immerhin das Bedürfnis nach einer neuen transzendenten Fundamentierung unserer Gesellschaft vor, welche aber zunehmend außerhalb des Christentums gesucht wird, etwa im Heidentum.

Die Versuchung des Neopaganismus

Für viele jener Suchenden stellt gerade Tolkiens heroische Mittel Erde mit ihrer scheinbaren Immanenz des Göttlichen eine ideale Projektionsfläche neuheidnischer Sehnsüchte dar – ein flagranter Mißverständnis, welches die grundlegend christliche Dimension von Tolkiens Sekundärschöpfung völlig verkennt. Denn Mittel Erde ist nur auf den ersten Blick heidnisch: Die »Valar«, denen zur Ehre selbst die späten Gondorianer im *Herrn der Ringe* »still ihre Becher gen Westen erheben«, sind nur nachgeordnete, engelhaftige Gestalten, die ihre Kraft allein dem Schöpfergott Iluvatar verdanken, ebenso wie Morgoth, ihr diabolischer Gegenspieler, der doch nur ungewollt zur Erfüllung des Guten beiträgt. Kennzeichnend für die spirituelle Entwicklung Mittel Erdes – und in symbolischer Weise auch für die des »realen« Kosmos – ist dabei der zunehmende Rückzug des Übernatürlichen aus der realen Welt: Während die Valar zunächst leibhaftig das Weltgeschick regelten, zogen sie sich darauf in das umzäunte Valinor zurück, welches dann ganz dem Erdkreis entrückt wurde und schließlich nur noch durch Boten, Zauberer und schließlich den Sohn Gottes an das Diesseits angebunden ist. Ähnlich das Böse: Nachdem seine Kräfte durch die Erschaffung verschiedenster Ungeheuer und dann das Verstreuen von Lügen ganz in die materielle Welt eingeflossen sind, macht es nur noch wenig aus, daß zunächst Morgoth, dann Sauron den Weltkreis verlassen: Der Kampf zwischen Gut und Böse hat sich im Einklang mit dem Heilsplan des Schöpfergotts nur von der physischen auf die seelische Ebene

mit der Gefahr ist: Wer in ehrlichen Kontakt mit dem Göttlichen tritt, muß auch mit einer Antwort rechnen, und daß eine solche im Heidentum nicht nur positiv, sondern auch negativ ausfallen kann, sollte jedem bewußt sein.

J.R.R. Tolkien, *Der Hügel: Hobbiten jenseits des Wassers*, 1937.



Das heroische Christentum als identitäre Grundlage des Abendlands

Doch noch wesentlicher: Das Heidentum ist vor mehr als 1000 Jahren nahezu überall in Europa durch das Christentum aufgehoben worden, und eine disruptive Rückkehr zu vorchristlichen Zuständen wäre nicht nur widernatürlich, sie würde auch die eigentliche Natur jener »Aufhebung« völlig verkennen. Bereits Hegel führte aus, daß dieser Begriff einen dreifachen Wortsinn beinhaltet: nicht nur den der bloßen Negation, sondern auch der Bewahrung wichtiger Bestandteile des Alten im Neuen und schließlich der Transzendierung jenes Alten hin auf eine übergeordnete Stufe. Eine Rückkehr zum heidnischen *status quo ante* wäre somit nicht nur in jeder Hinsicht ein Rückschritt, sie würde auch die Gefahr bergen, zusammen mit dem Christentum zentrale, da hier noch lebendige Elemente des echten, ursprünglichen Heidentums aufzugeben und mit einer chimärischen, ganz aus dem heutigen Denken abgeleiteten Kunstreligion zu ersetzen, welche wohl paradoxerweise weniger mit dem Empfinden der echten Heiden zu tun hätte als das, was sich davon im Christentum bruchlos erhalten hat.

Gerade dies ist sicher auch eine der Ursachen für die Faszination von Tolkiens Werk, denn anstatt wie so viele phantastische Autoren bloßen Eskapismus zu bieten, ist es ihm gelungen, eine Welt zu entwerfen, in der die scheinbar heidnischen, also außer- oder vorchristlichen Elemente sinnvoll auf den traditionellen abendländischen Legendenschatz und die christliche Heilsgeschichte hin angeordnet sind. Damit ist Mittelerde

trotz ihrer scheinbaren Fremdartigkeit ein integraler Teil der abendländischen Kultur; eine ganz auf unser (nordwest-europäisches Welt- und Menschenbild zugeschnittene Mythologie: Die Liebe zur Tolkien-Lektüre, wie sie zunehmend junge Menschen erfaßt, ist nur scheinbar ein Zeichen von Weltflucht, sondern in Wirklichkeit ein Hinweis auf die Ablehnung einer kulturzerstörerischen, gegen- und unterweltlichen Moderne und eine unbewußte Hinwendung zu einer gleichsam kondensierten Zusammenfassung dessen, was es über Jahrhunderte hinweg bedeutete, ein Abendländer zu sein.

Zentral für das »innere Abendland« schienen Tolkien zwei Dinge zu sein. Zum einen ist sein Werk durchzogen von jenem beständigen, abendländisch-»faustischen« Streben, das in Mitteleuropa in Gestalt des »hesperialistischen« Sehns nach dem »Westen« auch ganz konkrete Form annimmt und in Earendil kulminiert, der eine Scharnierfunktion zwischen christlichem und heidnischem Lichtbringer einnimmt. Zum anderen wäre das mutige Ausharren auf aussichtsloser Position als weiteres Charakteristikum des Tolkienschen Menschenbilds zu erwähnen – ein Zug, der sich im realen Westen nicht nur im »nordischen« Geist der Tolkien so wichtigen germanischen Sagenwelt spiegelt, sondern der auch genuin christlich ist. Denn da Mensch und Schöpfung (in Mitteleuropa wie im Abendland) vom Makel des Bösen behaftet sind, steht jedes Streben nach Dauerhaftigkeit, Wissen oder Schönheit zwar unter göttlichem Schutz, ist aber zum Scheitern verurteilt und kann nur durch den Gnadenakt des Eingreifens von außen zur Erfüllung gebracht werden. Die heroische Tradition des nordischen Abendlands mußte Tolkien daher wie eine Vorwegnahme jenes christlichen Gedankens scheinen, so daß es kein Wunder ist, daß beide einander in Tolkiens Sekundärschöpfung ergänzen und nicht widersprechen.

Es würde freilich diesen kleinen Aufsatz sprengen, detaillierter darauf zu verweisen, was alles an heidnischem Brauchtum und Weltgefühl auch in der »realen Welt« in das Christentum der Spätantike und des Frühmittelalters übernommen worden ist, und das in den meisten Fällen durchaus freiwillig, bedenkt man etwa, daß jene Germanen, welche das römische Reich beerbten, sich größtenteils bereits zum Christentum bekehrt hatten, ohne doch einem unmittelbaren politischen Druck ausgesetzt worden zu sein wie später die Sachsen oder die Slawen: Die Bekehrung war freiwillig und wird daher auch nicht unter dem Aspekt eines schmerzlichen »Verlustes« eigener Tradition vonstatten gegangen sein, sondern vielmehr unter dem des Gewinns einer zusätzlichen Dimension. Und was zuerst unverbunden nebeneinander stand, wie es in vielen frühmittelalterlichen Heldensagen deutlich wird (wie etwa dem Tolkien so wichtigen »Beowulf«), wuchs nach einiger Zeit zu einer echten Symbiose zusammen und schuf somit die eigentlichen Grundlagen der abendländischen Kultur, wie sie uns seit der Karolinger- und vor allem der Ottonenzeit entgegentritt.

Vom heidnischen zum christlichen Helden ist es nur ein kleiner, aber wesentlicher Schritt, nämlich der der Eingliederung des in der germanischen (und griechischen) Heldenepik noch nicht problematisierten moralischen Dualismus zwischen einem nicht nur sittlich, sondern auch transzendent verankerten Gut und Böse. Von der Christianisierung der Sagen um König Arthur und seinen Hof über die Germanisierung des Evangelienberichts im »Heliand« bis hin zur Eingliederung des Gralsstoffs in den hochmittelalterlichen Ritterroman entstand hier der Ausgangspunkt eines neuen Menschen- und Gesellschaftsideals, das die radikale Eigenverantwortung und Einsamkeit des vorchristlichen Helden und das Ideal des kämpferischen Trotzes selbst gegen die größte Übermacht mit dem Ideal der »Queste«, dem Streben nach transzendenter Erfüllung, höchsten sittlichen Selbstanforderungen und tätiger Nächstenliebe im Dienst der Schwachen verband – alles Charakterzüge, welche auch den Tolkienschen Helden vom frühzeitlichen Beleriand bis zur »Ringgemeinschaft« des späten Dritten Zeitalters gemeinsam sind.

Daß jenes gläubig-heroische Menschenideal zu Beginn der Neuzeit allmählich in den Schatten trat, war daher auch kaum dem Einfluß des Christentums zuzuschreiben, wie in neopaganen Milieus oft zu lesen ist, sondern vielmehr dem des merkantilen Denkens der aufstrebenden Kaufleute auf der einen und dem territorialen Hunger der neuen Landesfürsten

»Ich frage mich, ob es (wenn wir diesen Krieg überleben) nachher für reaktionäre Fossilien wie mich (und Dich) noch irgendeine Nische geben wird, wenn auch nur ein Plätzchen zum Leiden. Je mehr sich die Dinge ins Große auswachsen, desto kleiner, öder und platter wird der Erdball. Alles wird so wie ein einziger verdammter Provinzvorort. Wenn einmal die amerikanische Hygiene, Moralreklame, Frauenrechte und Massenproduktion in ganz Nah-, Fern- und Mittelost eingeführt sind, in der UdSSR, den Pampas, (...) und den Dörfern im finstersten Berkshire, was werden wir dann erst froh sein!«

Tolkien an seinen Sohn, Brief vom 12. Dezember 1943.

auf der anderen Seite. Nichtsdestoweniger sollte das Ideal des christlichen Rittertums noch bis weit in das 17. Jahrhundert hinein trotz veränderter Rahmenbedingungen Erziehung und Selbstbild der abendländischen Elite prägen und in den im 18. Jahrhundert entstehenden Typus des »Gentleman« einfließen, der seinerseits erst in den Schützengräben des Ersten und den totalitären Ausschweifungen des Zweiten Weltkriegs sein Ende erlebte und heute als »old white man« den Gnadenstoß erhält.

Nur die Anknüpfung an jene heroische christliche Tradition, keinesfalls aber ihre Ablehnung kann es daher überhaupt ermöglichen, die gegenwärtige Zivilisationskrise zu überwinden und dem Abendland aller inneren wie äußeren Bedrängnis zum Trotz zumindest zu einem würdigen Abschluß zu verhelfen. Daß in unserer Spätzeit die Erinnerung an die frühesten Tage unserer Kultur erneut heraufdämmert, ist aus dieser Perspektive vielleicht sogar ein positives Zeichen dafür, daß uns in schlimmster Not aus den verdeckten Tiefenschichten unseres Unterbewußten letzte Kräfte zuwachsen könnten. Doch darf eine solche Stärkung nicht vor sich gehen um den Preis einer Ablehnung dessen, was unsere Kultur eigentlich ausmacht: Das abendländische Christentum mit allen seinen Höhen und Tiefen ist und bleibt der ultimative Rahmen, welcher dem europäischen Menschen in den letzten tausend Jahren die Erschließung seines Ichs wie auch seiner Umwelt ermöglicht hat.

»Hätte der Zweite Weltkrieg die Entwicklung der Legende inspiriert oder vorgegeben, der Ring sicherlich willig aufgenommen und gegen Sauron eingesetzt worden wäre«.

Tolkien, Einleitung zur zweiten Ausgabe des *Herrn der Ringe*.

Eukatastrophe und Hesperialismus

Nun scheint freilich eine solche abschließende Rückkehr zur alten christlichen Tradition und ihrem historischen Menschenideal, die sich zudem gegen den Widerstand der heutigen Kirchen vollziehen müßte, noch in ferner Zukunft gelegen. Doch ist es meist gerade in der dunkelsten Stunde, daß die Rettung am nächsten ist, doch nur um den Preis eines zähen und bedingungslosen Durchhaltens. Auch hierfür liefert Tolkiens Werk einen Anknüpfungspunkt, nämlich seine Theorie der »Eukatastrophe«, einer Schicksalswendung, die auf der Einsicht in die grundlegend fehlerhafte Natur des Menschen beruht, der bei dem Versuch, selbst mit reinstem Herzen allein durch seine eigene Kraft zu obsiegen, nur scheitern kann. Doch ist es gerade im Moment jenes Scheiterns, daß die Hilfe von oben kommt und die Anstrengungen doch noch – manchmal auf unerwartete Weise – zum Gelingen bringen kann, sei es in der positiven Gestalt der »Adler« oder der rettenden Valar, sei es durch das eigentlich eher negative Eingreifen von Personen wie Gollum, deren Bosheit letztlich ungewollt zum Guten beiträgt – eine hochinteressante Denkfigur, welche das intrinsische Scheitern des Menschen, wie es die Tragödie kennzeichnet, mit dem Heroismus des Dramas kombiniert und erneut von christlichem Denken ausgeht, wo Sündenfall, stetes Ringen um das Gute, ultimatives Scheitern und göttliche Barmherzigkeit ähnlich untrennbar sind.

Daher wollen auch wir die Hoffnung nicht aufgeben, daß das Festhalten an unserem Menschenbild, die Treue zu unserem Glauben und die Liebe zu unserer Geschichte am Ende, trotz oder gerade wegen ihres möglichen Scheiterns, auf ungeahnte Weise doch noch Früchte tragen und durch eine gleichsam »hesperialistische« letzte Blüte des Abendlands belohnt werden könnte – doch selbst ohne diese schwache Hoffnung wäre es ein Verrat an der Größe unserer Kultur, wollten wir in der Stunde größter Not untreu werden und uns mit dem Nieder- und Untergang abfinden.

Erhoffen wir daher auch für das Abendland einen letzten »Spätherbst« vor dem Winter, einen »goldenen Abend«, um Theoden zu zitieren, und erinnern wir uns daran, daß auch das bittersüße Ende des »Herrn der Ringe« den Worten seines Schöpfers zufolge eine Analogie zu einer »Wiederherstellung eines Heiligen Römischen Reiches mit dem Sitz in Rom« darstellen sollte. Es wäre nicht das erstmal in der Geschichte der großen Hochkulturen, daß auf die Endphase zivilisatorischen Verfalls eine letzte, gleichsam »augusteische« Spätblüte erfolgt, welche dem gesamten Verlauf der jeweiligen Vergangenheit erst Sinn und Ziel verleiht. Und selbst, sollte diese Hoffnung trügen, wollen wir doch inmitten der Häßlichkeit der modernen Welt bedenken, daß gerade im heroischen Scheitern die eigentliche Schönheit des Daseins begriffen liegt, die »teuer, aber wohlfeil« erkaufte ist, wie Manwes Herold von den Liedern der Elben sagte. Zumindest diese letzte Ehre sollten wir uns nicht nehmen lassen. ■

Autoren dieses Heftes

Dr. Dirk Alt, 1982, ist Historiker, Autor und Dokumentarfilmmacher.

Ivor Claire, 1965, stammt aus Lothringen und unterrichtet Deutsch und Sport an einem Privatgymnasium.

Prof. Dr. Felix Dirsch, 1967, philosophische, theologische und politikwissenschaftliche Studien; lehrt seit 2012 an mehreren in- und ausländischen Universitäten, vornehmlich in München und Armenien.

München war anders. Das NS-Dokumentationszentrum und die dort ausgeblendeten Dokumente, Reinbek b. Hamburg 2016 (zusammen mit Konrad Löw)

Prof. Dr. David Engels, 1979, studierte Geschichte, Philosophie und Volkswirtschaft. Der belgische Althistoriker hat seit 2008 den Lehrstuhl für Römische Geschichte an der Universität in Brüssel inne.

Renovatio Europae: Plädoyer für einen hesperialistischen Neubau Europas, Lüdinghausen/Berlin 2019 (Hrsg.)

Benedikt Kaiser, 1987, studierte Politikwissenschaft mit europaspezifischer Ausrichtung in Chemnitz. Er arbeitet beim Verlag Antaios.

Blick nach links oder: Die konformistische Rebellion, Schnellroda 2019

Ellen Kositzka, 1973, arbeitet als Redakteurin der *Sezession* und als freie Publizistin. Sie erhielt 2008 den Gerhard-Löwenthal-Preis für Journalisten.

Vorlesen, Schnellroda 2019

Götz Kubitschek, 1970, gründete und führt den Verlag Antaios und ist verantwortlicher Redakteur der *Sezession*.

Die Spurbreite des schmalen Grats. 2000–2016, Schnellroda 2016

Dr. Erik Lehnert, 1975, ist promovierter Philosoph und arbeitet als Geschäftsführer des Instituts für Staatspolitik (IfS).

Das andere Deutschland. Neun Typen, Schnellroda 2018

Martin Lichtmesz, 1976, ist freier Journalist.

Rassismus – Ein amerikanischer Alptraum, Schnellroda 2018

Dr. Dr. Sophie Liebnitz, 1964, Kulturwissenschaftlerin, Österreicherin, lebt in Deutschland. *tote weiße männer lieben*, Schnellroda 2018

Jonas Mahraun, 1995, studiert Kunstgeschichte und schreibt für *anbruch* und *Die Tagespost*.

Jonas Schick, 1989, studierte Politikwissenschaft in Mannheim und Bremen. Er arbeitet als freier Publizist und Lektor.

Bernd Wagner, 1948, ist Schriftsteller, stammt aus Wurzen und lebt in Berlin.

Die Sintflut in Sachsen, Frankfurt a. M. 2018

Dr. Dr. Thor v. Waldstein, 1959, studierte Rechtswissenschaften, Geschichte, Philosophie, Politikwissenschaft und Soziologie und arbeitet als Rechtsanwalt.

Die entfesselte Freiheit. Vorträge und Aufsätze, Schnellroda 2017

Konrad Markwart Weiß, 1977, in Wien wohnhaft, im Karolinger Verlag tätig und Vizekonsul Patagoniens; Autor und Übersetzer, selbstständiger Kommunikationsberater.

Jean Raspail: *Die Axt aus der Steppe*, Wien 2019 (Übersetzung)

Das katholische Abendland

von Felix Dirsch

Wer auf den Begriff des christlichen Abendlandes rekurriert, wird meist darauf aufmerksam gemacht, daß es sich hierbei um eine anachronistische Sichtweise handelt – nicht nur wegen der religiösen Konnotation. Tatsächlich darf ein Großteil der Deutungen des eigenen Kulturraumes (ungeachtet der Tatsache, daß der Ausdruck »Abendland« auf das frühe 16. Jahrhundert zurückgeht) als Ex-post-Darstellungen gelten. Das bedeutet, daß sie zu einem Zeitpunkt verfaßt wurden, als die kulturelle Blütezeit schon vorüber war. Das gilt für Novalis' im Trauergestus gehaltenen Essay *Die Christenheit oder Europa* ebenso wie für den Bestseller des agnostischen Protestanten Oswald Spengler, der die Erlahmung der einst kulturerschaffenden Kräfte in eine geistvolle wie angreifbare Erzählung packte. Das Lebensgefühl vieler Menschen nach dem Ersten Weltkrieg hat er wie kein Zweiter getroffen.

Die Perspektive des (bisweilen melancholischen) Rückblicks in wenig hoffnungsvollen Zeiten ist auch charakteristisch für die Abendland-Renaissance der 1920er und 1950er Jahre. Hauptsächlich Katholiken wie der Romanist Hermann Platz waren es, die sich um die kurzzeitig erscheinende Zeitschrift *Abendland* sammelten. Besonders die Erbfeinde Deutschland und Frankreich sollten sich versöhnen, um für eine neue Blütezeit Europas zu sorgen, dessen Überlegenheit angesichts des Aufstiegs der »jungen« Mächte USA und Sowjetrußland ein für allemal Geschichte zu sein schien.

Noch eindringlicher stellte sich nach 1945 die Frage, wie Deutschland zurückkehren könne in die Reihe der Kulturvölker Europas, so das übliche Narrativ. Der Abendlandgedanke bot weiter die Möglichkeit der Abgrenzung gegen den Bolschewismus. Die »Abendländische Aktion«, die Zeitschrift *Neues Abendland* und die »Abendländischen Akademien« in Eichstätt stellten die für das Wirken herausragender Denker nötige Infrastruktur zur Verfügung. Zu den emsigsten Aktivisten solcher Kreise zählte der CSU-Politiker Gerhard Kroll. Diese Zirkel sahen die junge Bundesrepublik und das Grundgesetz nicht als das »Ende der Geschichte«. Zu den alternativen Konzepten zur realen Verfassung zählten Vorstellungen einer berufsständischen Ordnung, die in einer bestimmten Variante während der Regierungszeit der Bundeskanzler Engelbert Dollfuß und Kurt Edler von Schuschnigg in Österreich praktisch umzusetzen versucht wurde. Als Ideengeber fungierte besonders der Philosoph und Ökonom Othmar Spann. Unter anderem diskutierten die Erneuerer des Abendlandes ein parlamentarisches Zwei-Kammern-System. Bis in die praktische Politik reichten ihre Einflüsse.

Ab Mitte der 1950er Jahre gerieten die Vertreter dieses Gedankenguts immer stärker in die Kritik. 1958 stellte die Zeitschrift *Neues Abendland* ihr Erscheinen ein. Zunehmender Wohlstand und liberal-individualistische Tendenzen breiterer Bevölkerungsschichten waren (neben

»Es waren schöne glänzende Zeiten, wo Europa ein christliches Land war, wo Eine Christenheit diesen menschlich gestalteten Welttheil bewohnte; Ein großes gemeinschaftliches Interesse verband die entlegensten Provinzen dieses weiten geistlichen Reichs.«

Novalis: *Die Christenheit oder Europa*, 1799.

der Erosion des katholischen Milieus) die Hauptgründe für das absehbare Ende dieser Abendland-Renaissance.

Nach den 1950er Jahren ist das Wort »Abendland« aus Politikerreden praktisch verschwunden. Erst in den letzten Jahren etabliert sich der Topos als »Identitätsmarker« (Herfried und Marina Münkler) erneut und reizt das Establishment zum Widerspruch. Bereits vor den 2010er Jahren waren (häufig subkutan) Auseinandersetzungen um das eigene kulturelle Erbe wahrzunehmen. Als Beispiel sind Kontroversen um islamische Einflüsse im Kontext der hochmittelalterlichen Scholastik zu erwähnen. Sylvain Gouguenheim's Abhandlung *Aristoteles auf dem Mont Saint-Michel* (2011), die bei ihrem Erscheinen im französischen Original für heftige politisch-korrekte Einsprüche sorgte, belegt, daß aus dem islamischen Kulturraum geflüchtete Mönche auf dem Mont Saint-Michel die »Politik« und andere Schriften des Aristoteles ins Lateinische übersetzt haben. Damit sind islamische Einflüsse auf die europäische Kultur des Mittelalters zumindest relativiert.

Weiterhin ist auf die Deutungskämpfe um Homer und Troja seit rund 30 Jahren aufmerksam zu machen. Eine Richtung der Debatte, die vom mittlerweile verstorbenen Tübinger Archäologen Manfred Korfmann angeführt worden ist, identifiziert Troja mit der ehemaligen hethitischen Metropole Wilusa. Die Botschaft im Subtext ist offenkundig: Ohne maßgebliche orientalische Einflüsse keine kulturelle Genese des Okzidents!

Unter den Vertretern katholischen Abendland-Denkens in den 1920er Jahren ragt der Schriftsteller Theodor Haecker heraus. Er stellte zum 2000. Geburtstag des römischen Nationaldichters Vergil diesen als »Vater des Abendlandes« heraus. Etliche andere Gelehrte wie Rudolf Borchardt und Hugo von Hofmannsthal hoben ebenfalls die Bedeutung Vergils für die abendländische Kultur hervor. Haecker zog die Grundlinien der Vergil-Rezeption aus: Sie reicht von Augustinus über Dante und Veldeke und Murner bis T.S. Eliot und Hermann Broch. Haecker zufolge könne Vergil Markstein sein »in dem großen geheimnisvollen Prozess der Selbstbestimmung des Abendlandes, einer Restauration des Okzidents, wie sie dem tiefahrenden Geist« eines Hofmannsthal's vorgeschwebt sei.

Zugänge zum Abendland gab es in der Zeit unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg auch aus theologisch-religionsphilosophischer Perspektive. Romano Guardini legte 1950 seine kritischen Betrachtungen *Das Ende der Neuzeit* vor. In dieser Publikation, die an einigen Stellen an René Guenon's Traktat *Die Krisis der Neuzeit* erinnert, skizziert er die prometheischen Grundkräfte der Neuzeit als langsam erlahmend. Die Ressourcen der Moderne seien allmählich erschöpft. Ab dem 14. Jahrhundert bereits erkennt Guardini einen Niedergang dessen, was das Mittelalter einst groß gemacht habe. Neuzeit zeichnet sich für den Autor in erster Linie dadurch aus, daß sie verschiedene Facetten eines autonomen Bewußtseins (in Formen von Natur, Kultur und Persönlichkeit) hervorgebracht habe. Gott verliere auf diese Weise seine exzeptionelle Position. Guardini prophezeit, daß »der nicht-humane Mensch und die nicht-natürliche Natur ... einen Grundzug« ausmachten, auf dem das »kommende Dasein« aufbauen werde.

Kaum eine Zeitdiagnose bringt die kulturpessimistischen Stimmungslagen der Zeit so sehr auf den Begriff wie die des österreichischen Kunsthistorikers Hans Sedlmayr. Methodisch steht er der Wiener Schule seiner Lehrer nahe (Alois Riegl, Julius von Schlosser), die die Symptome und Symbole der Kunst als Hinweis auf den Zustand der Kultur generell, insbesondere aber auf die Stellung des Menschen interpretierten. Sedlmayr hat viele Studien über abendländische Kunst und Künstler verfaßt, etwa über die Entstehung der Kathedrale, über Fischer von Erlach und Borromini. Abendländische Kunstüberlieferung und Moderne kontrastiert er mit Vorliebe, so das Gesamtkunstwerk der Kathedrale mit der »Zerspaltung der Künste« ab dem 18. Jahrhundert.

Sedlmayr schlägt am Ende seiner Untersuchung über die Entstehung der Kathedrale den Bogen von der himmlischen zur irdischen Stadt, wie sie beispielsweise beim führenden Revolutionsarchitekten Claude-Nicolas Ledoux zum Vorschein kam. Besonders ab 1760 sieht Sedlmayr einen Zug der Kunstmotive hin zum Rationalen und Abstrakten. Ab diesem Zeitpunkt werden Kirchen und Schlösser als Zentralaufgabe der Kunst allmählich verdrängt. Es folgen in immer kürzeren Zeiträumen andere

»Letztes Ziel abendländischen Denkens war immer, durch vernünftige Zusammenarbeit ›Kirche‹ und ›Reich‹ zu bilden.«

Hermann Platz: *Deutschland, Frankreich und die Idee des Abendlandes*, 1924.

Themen, vom Landschaftsgarten bis zur Fabrik. In den äußeren Symptomen erkennt Sedlmayr eine »innere Revolution von unvorstellbaren Ausmaßen ... die Ereignisse, die man als ›Französische Revolution‹ zusammenfaßt, sind selbst nur ein sichtbarer Teilvorgang dieser ungeheuren inneren Katastrophe. Es ist bis heute nicht gelungen, die dadurch geschaffene Lage zu bewältigen, weder im Geistigen noch im Praktischen«. So beginnt Sedlmayrs Klassiker *Verlust der Mitte*. Diese Mitte wird nicht genau bestimmt. Gemeint ist wohl der angestammte Platz Gottes. Des- sen Negierung führe »fort vom Menschen« und »fort vom Humanismus«.

Sedlmayr stellt exemplarisch die Zerstörung umfassender metaphysisch-religiöser Sinnstrukturen durch die gottesmörderische Moderne heraus. Die dadurch existierende Haltlosigkeit der ex-zentrischen Welt werde mittels künstlicher Symboliken aus Politik, Technik und Kultur einzudämmen versucht. Diese Substitutionsprozesse werden mustergültig in den globalisierungstheoretischen Studien Peter Sloterdijks dargestellt. Bei Apologeten der Moderne wie Werner Haftmann, Theodor W. Adorno oder Willi Baumeister riefen die großinquisitorischen Urteile Sedlmayrs heftigen Widerspruch hervor.



Der britische Historiker Christopher Dawson beschreibt das reichhaltige abendländische Erbe in umfangreichen historiographischen Untersuchungen. Anders als sein prominenter Landsmann Arnold Toynbee scheute er vor positiven Werturteilen über das geistige Erbe Europas nicht zurück. In seiner 1945 in deutscher Sprache auf den Markt gekommenen Veröffentlichung *Gericht über die Völker* greift er zur Erklärung der Katastrophe nicht auf einen spezifischen Verlauf der deutschen Geschichte zurück, wie es damals üblich war. Stattdessen sucht er die entscheidenden Faktoren zur Erklärung der Ereignisse im Niedergang des christlichen Glaubens, der in ganz Europa bemerkbar sei. Das Böse sieht er »entpersönlicht«. Von Saint-Just und Robespierre schlägt er einen Bogen zu Feliks Dzierżyński, dem ersten Leiter der Tscheka.

Heutige Leser sind über einige Interpretationen Dawsons irritiert: Er stellt »Demokratie und totalen Krieg« nebeneinander. Das verbindende Glied zwischen beiden liegt aber auf der Hand: die Massen, die man zum Guten wie zum Schlechten lenken könne. Liberale Demokratie

kann unter bestimmten Umständen schnell in eine totalitäre umschlagen. Hier trifft sich Dawson mit den Ergebnissen der Abhandlung des israelischen Historikers Jacob Talmon *Ursprünge der Totalitären Demokratie*. Dawson verortet das Übel tiefer als nur bei Hitler und seinen kriminellen Spießgesellen. Er führt die großen kulturkritischen Seismographen der Barbarei auf, die schon im 19. Jahrhundert ein zukunftsweisendes Bild von der Brüchigkeit der christlichen Grundlagen der westlichen Zivilisation entworfen haben.

Ausführlich unterzieht er den Liberalismus einer kritischen Prüfung. Dawson differenziert den älteren Liberalismus, der viele Bestandteile aus der christlichen Kultur übernimmt, von seiner neueren Variante, die diese Zusammenhänge leugnet.

Dieser Zug läßt sich bei seinen historiographischen Werken beobachten, etwa in seinem Buch *Die Gestaltung des Abendlandes*. Für ihn lieferte das römische Reich die Daseinsform des Abendlandes. Die katholische Kirche, der die Verschmelzung von Klassik und Moderne gelungen sei, habe jedoch die geistige Einheit bewerkstelligt. So sei es zur Aneignung dieses Erbes in Wissenschaft und Philosophie gekommen. Man vergleiche den Lektüreplan eines höheren Schülers im 18. Jahrhundert mit dem eines gebildeten Römers im ersten nachchristlichen Jahrhundert oder mit der gängigen Lektüre im Mittelalter. Dawson beschreibt die diversen Kulturen, etwa auch die im oströmischen Raum, als Einheit.

Auch andere Verteidiger der katholischen Tradition wie der jüngst neuentdeckte Schriftsteller Hilaire Belloc leiten den Niedergang des Abendlandes aus häretischen Entwicklungen ab, zu denen primär der Glaubensabfall der Modernen zählt.

Welche Bedeutung kommt den Vertretern der (wenn auch kurzzeitigen) Abendland-Renaissance bald nach dem Ende beider Weltkriege zu? Zum letzten Mal konnte eine weder links noch liberal anzusiedelnde Strömung zumindest zeitweilig kulturelle Hegemonie erlangen. Alle »Abendländer« sahen den Trend zur Säkularisierung und Marginalisierung des Glaubens in der Neuzeit als Grundübel der Gesellschaft. Sie teilten die Vorstellung, daß diese Entwicklung sich stufenweise vollzogen habe: Vorbereitet durch die Reformation und gipfelnd in der Französischen Revolution mit ihren Christenverfolgungen, führt aus dieser Perspektive eine direkte Traditionslinie zu den gottlosen totalitären Regimes und ihren Ideologien im 20. Jahrhundert.

Eine solche Diagnose war grundsätzlich auch bei nichtkatholischen Konservativen konsensfähig. Viele Repräsentanten der Konservativen Revolution teilten bis zu einem gewissen Grad die Diagnose der Abendländer, zumindest aber deren damit verbundene kulturpessimistische Folgenabschätzungen. Als Konsequenzen der Gottlosigkeit wurden die »Verwirtschaftlichung des Lebens« (Othmar Spann), die »Selbsterstörung der Völker« (Paul Ernst), die »Kulturlosigkeit des zivilisatorischen Zeitalters« (Jung) und so fort genannt. Wie die Abendländer strebten auch diese Protagonisten eine Revolution zur Wiederherstellung dauerhaft gültiger Formen an.

Der Kanon der erwähnten Gelehrten umfaßt Theoretiker, die ein kulturprägendes, modernekritisches Christentum favorisieren, das seinerzeit zum letzten Mal eine breitere gesellschaftliche Basis besessen hat. Moderne-Kritikern wie Guardini und Sedlmayr mußte man wenigstens konzedieren, daß sie die Moderne ernst genommen haben, auch hinsichtlich ihrer destruktiven Potenzen. Diesen Grundzug (in aller Ambivalenz) zu erfassen, ist Carl Schmitt gelungen, als er 1950 ein letztes Mal im großen literarischen Stil die Okkupation außereuropäischer Gefilde rechtfertigte: »Es ist also ganz falsch, zu sagen ebenso gut wie die Spanier die Azteken und Inkas entdeckt haben, hätten diese umgekehrt Europa entdecken können. Den Indianern fehlte die wissenschaftliche Kraft der christlich-europäischen Rationalität, und es ist nur eine lächerliche Uchronie, sich auszumalen, daß sie vielleicht ebenso gute kartographische Aufnahmen von Europa hätten machen können, wie die Europäer solche von Amerika gemacht haben. Die geistige Überlegenheit war ganz auf Seiten der Europäer und zwar so stark, daß die neue Welt einfach »genommen« werden konnte.« Es wäre sicher kein kurzes Referat, die Folgen dieses Verlusts an kulturgenerierender Potenz des Abendlandes und der Abendländer in der unmittelbaren Gegenwart auch nur skizzenhaft darstellen zu wollen. ■

Literaturhinweise:

- Felix Dirsch: »Individualisierung und Traditionsbewahrung. Das katholische Milieu der 1950er Jahre und die Zeitschrift ›Neues Abendland‹«, in: Frank-Lothar Kroll (Hrsg.): *Die kultierte Alternative. Konservatismus in Deutschland nach 1945 (Studien und Texte zur Erforschung des Konservatismus, Bd. 6)*, Berlin 2005, 101–124;
- Sylvain Gouguenheim: *Aristoteles auf dem Mont Saint-Michel: Die griechischen Wurzeln des christlichen Abendlandes*, 2. Auflage, Darmstadt 2012;
- Joachim Latacz: *Troia und Homer: Der Weg zur Lösung eines alten Rätsels*, 6. Auflage, Leipzig 2010;
- Theodor Haecker: *Vergil. Vater des Abendlandes*, 4. Auflage, Leipzig 1938;
- Romano Guardini: *Das Ende der Neuzeit / Die Macht* (= Romano Guardini Werke), 13. Auflage, Mainz 2019;
- Hans Sedlmayr: *Verlust der Mitte – Die bildende Kunst des 19. und 20. Jahrhunderts als Symptom und Symbol der Zeit*, Salzburg 1948;
- Christopher Dawson: *Gericht über die Völker*, Einsiedeln 1945;
- Hilaire Belloc: *Die großen Häresien: Der Kampf gegen Europa*, Bad Schmiedeburg 2019;
- Carl Schmitt: *Der Nomos der Erde im Völkerrecht des Jus Publicum Europaeum*, 4. Auflage, Berlin 1997.

Freyer lesen

von Thor v. Waldstein

Hans Freyer (1887–1969) gehört zu jener Generation von 1914, für die die Einbindung des einzelnen in sein Volk zu einem unmittelbar prägenden Erlebnis werden sollte. Schon als junger Wandervogel stand Freyer einem materialistischen Zeitgeist des Kaiserreiches skeptisch gegenüber, in dem »der Mensch ... der Zivilisation, das Glück der Technik, die Seele dem Fortschritt aufgeopfert« werde. Während seines Philosophiestudiums in Leipzig schloß er sich dem lebensreformerisch orientierten Sere-Kreis um den Verleger Eugen Diederichs an. Nach seiner Promotion 1911 in Leipzig zählte Freyer vor dem Ersten Weltkrieg zum Kreis der Meisterschüler, die Georg Simmel in Berlin um sich versammelte. Nach vier Jahren an der Front und einer schweren Verwundung im Sommer 1918 habilitierte sich Freyer 1921 an der Universität Leipzig mit einer Arbeit über *Die Bewertung der Wirtschaft im philosophischen Denken des 19. Jahrhunderts*. Seit diesem aufsehenerregenden Werk, das, ganz der Tradition des deutschen Idealismus verpflichtet, seine Kampfansage gegen die technisch-ökonomistische Flachheit seiner Epoche verkörpert, galt Freyer als junger genialer Außenseiter, von dem kreative Denkanstöße für die neue Zeit zu erwarten waren. Das existentialistische Pathos, von dem insbesondere Freyers Schriften *Antäus* (1918), *Prometheus* (1923) und *Pallas Athene* (1935) gekennzeichnet sind, hat ihm später sogar den zweifelhaften Titel eines »Ernst Bloch von rechts« (Ernst Nolte) eingebracht. Ungeachtet dieser essayistischen Ausflüge erhielt Freyer 1922 seinen ersten Ruf an die Universität Kiel. Ab 1925 bekleidete er in Leipzig den ersten deutschen Lehrstuhl für Soziologie ohne Beiordnung eines anderen Fachs. Freyer begrüßte die Machtergreifung von 1933 anfangs durchaus, geriet aber ab 1935 mehr und mehr unter politischen Verdacht der NS-Machthaber, da in seinen Arbeiten jegliche Bezüge zu den Rassedogmen des »Dritten Reiches« fehlten. Während des Zweiten Weltkrieges als Gastprofessor für deutsche Kulturgeschichte an die Universität Budapest abgeordnet, verfaßte Freyer dort sein historisches Hauptwerk *Weltgeschichte Europas*. Mit seiner 1955 erstmals erschienenen *Theorie des gegenwärtigen Zeitalters* gelang Freyer nach dem Krieg noch einmal ein großer soziologischer Wurf: Die Apparatur der Technik und das Getöse des ökonomischen Ablaufs habe ein »sekundäres System« geschaffen, in dem das Individuum aus der Gemeinschaft ausgefällt sei und am Ende einem »System von Institutionen« überantwortet werde, »das die Menschen reduziert, gegeneinander vereinzelt und sekundär massiert«.

Die Fichtesche Frage aufgreifend, was ein »Volk« sei in der höheren Bedeutung des Wortes, erinnert Freyer an die Geisteswelt des frühen 19. Jahrhunderts, in der ein Volk »als sittliche Größe, als metaphysische Kraft, als weltgeschichtliches Subjekt« erschienen sei. Dieses (Selbst-)Verständnis dauere fort, hinzugekommen sei aber im 20. Jahrhundert ein weiteres: die Vorstellung von Volk »als soziale Ordnung, als menschliches Gefüge, das

Auszug aus dem Vortrag des Verfassers »Volk, Nation und Staat bei Max Weber, Werner Sombart und Hans Freyer«, gehalten im Rahmen der IfS-Winterakademie am 12. Januar 2020 in Schnellroda.

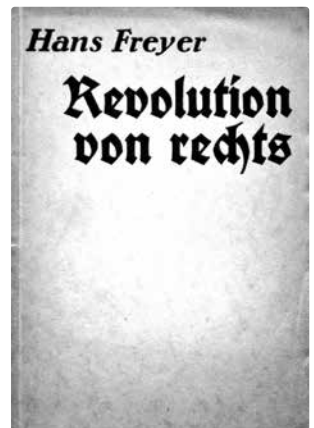
»Welch unendliches Reservoir von Eigenschaften und Gemütskräften, von Tüchtigkeiten und Schwächen ist ein Volk für denjenigen, der seine Stämme und Landschaften durchwandert und seinen Menschen in vielen Lebenslagen begegnet! Sein Charakter spielt durch die größten Gegensätze hindurch. Sein Wesen wiederholt sich, aber verfärbt sich auch im Wellenschlag der Generationen.«

Hans Freyer

sich gegen die sprengenden Kräfte in seinem Innern als haltbar erweist«. Die Idee der Gemeinschaft müsse mit der Wirklichkeit Volk konfrontiert werden; und aus dieser Gegenüberstellung werde klar werden, ob ein Volk tatsächlich mehr sei »als die abstrakte Zusammenfassung der Einzelnen (...), denen die Verfassung bestimmte politische Rechte verleiht und die dann sekundär durch Programme und Organisationen zu Willensverbänden gesammelt werden«. Diese individualistische, ein Volk aus unzähligen Elementarteilchen konstruierende Theorie lehnt Freyer ab. Für ihn ist Volk gerade nichts Zusammengesetztes, sondern eine Wesenheit, die in sich selbst gründet: Zum einen sei Volk »der schöpferische Urgrund alles gestalteten Geistes« wie etwa Sprache, Sitte, Glaube, aber auch Recht, Kunst, Dichtung und Musik. Zum anderen werde das Volkstum »in der Einzigartigkeit seiner Natur und seiner Bestimmung nachgerade zum principium individuationis der geistigen Welt, (...) zur inhaltlichen Erfüllung des sittlichen Imperativs«. Volkwerdung sei eine geschichtliche Aufgabe. Der Prozeß, »durch den das Volk aus einer Einheit der geistlich-sittlichen Natur zur geschichtlichen Gestalt, zum konkreten sozialen Gefüge« werde, durchlaufe eine dreifache Stufenfolge: den Weg des Selbstbewußtseins, den Weg der politischen Formung und schließlich den Weg der gesellschaftlichen Gestaltung. So verständlich der theoretische Versuch sei, mittels einzelner Merkmale wie etwa Sprache, Blutgleichheit oder politische Einheit dem Begriff des Volkes näher zu kommen – am Ende müsse man das Volk anerkennen als ein Geschöpf *sui generis*, das sich jedem schematischen Definitionszugriff weitgehend entziehe: »Das Volk ist (...) nicht eine soziale Ordnung, nicht ein Gefüge von Ständen, Klassen, gesellschaftlichen Leistungen und politischen Rechten, sondern es ist ... ein Kraftfonds und eine sittliche Individualität, ein Wesen von natürlicher Eigenart, ein schöpferisches Vermögen von singularem Wert. Anders ausgedrückt: das Volk ist (...) nicht eine politisch-soziale Gestalt, sondern eine seelisch-geistige Gestalt, es ist (...) nicht Gesellschaftsordnung oder Staat, sondern Volksgeist, Volkstum.« Gerade die Variationsbreite, die in ihm wirke, mache – so Freyer weiter – den Reichtum eines Volkes aus. Als natürliche Substanz sei ein Volk »ein breites, vielfältiges Wesen, eins zwar nach Blut, Art und Geist, aber verzettelt in seinem Bewußtsein und vielfältig in seinen Leistungen. Ein Volk vergibt sich ganz an seine Glieder und ist immer konkreter Mensch, konkreter Hof, konkretes Werk. Was seines Wesens sei, ist zwar deutlich zu spüren, aber nicht in Formeln festzulegen; denn daß es immer neu geboren wird und ohne Ermüdung, ohne Eintönigkeit, ohne rationalen Plan immer neue Gedanken emporwirft, das eben macht sein Wesen aus. Es ist einem Wald blühender Bäume gleich: eine verschwenderische Fülle von Lebensregungen, die nur sehr zum Teil einander kennen und die jedenfalls nicht von einem Punkte aus bewegt werden«. Überhaupt sei der Schlüssel zum Verständnis dessen, was ein Volk ausmache, der Respekt vor der Naturhaftigkeit seines Wesens, das sich nicht herstellen oder erzwingen lasse.

Ganz von der Hegelschen Philosophie geprägt, ist Freyer davon überzeugt, daß letztlich nicht Taten und Werke, »sondern das Leben und Weben, das Dichten und Trachten des Volksgeistes« die Essenz der Geschichte darstellen. »Volk« sei »der Name dieser unvergangenen, in uns gegenwärtigen Vergangenheit«. Dieses *mixtum compositum* der Volkselemente mache gerade den überzeitlichen Charakter des Volkes aus. Vor dem Hintergrund dieser ganzheitlichen Sichtweise ist es wenig überraschend, daß Freyer Individualität und Gemeinschaftsorientierung nicht als Gegensätze, sondern als synthetische Einheit begreift. Der geistige Gehalt des Volkes verteile sich auf die einzelnen Glieder, er vermähle sich mit ihrer Individualität und erzeuge eben dadurch die soziale Struktur des Gemeinschaftskörpers. Hier werde nicht ein soziologischer Querschnitt gebildet, »sondern ein Gesamtsubjekt, in dem die Einzelnen mit ihrer ganzen Verschiedenheit voll enthalten sind, trifft eine einheitliche Entscheidung. Jede Gemeinschaft hebt in dieser Weise die Individualität ihrer Mitglieder im positiven Sinne des Wortes in sich auf. Sie verbindet, ohne zu nivellieren. Sie macht eins, aber sie macht nicht gleich«.

Jenseits aller pflanzenhaften Allegorien verkennt Freyer nicht, welche wesentliche Rolle für Entstehung und Bestand eines Volkes der subjektiven Bewußtseins- und Willensebene zukommt: »Ein Menschentum wird in dem Maße Volk, als es sich als Volk weiß (...) Es ist Wille zum Volk,



»Wenn das einzelne Blatt im Herbst oder Winter abfällt, so ist das ein entscheidendes Ereignis im Leben des Blattes, aber nicht des Baums. Wenn das einzelne Individuum aus der Gemeinschaft abgespalten wird oder sie willkürlich verläßt, so ist das ein entscheidendes Ereignis im Leben des Individuums: es war bisher in Gemeinschaft, und es ist nun – wie unsre Sprache in der alten vollen Bedeutung des Wortes sagt – im Elend. Aber die Gemeinschaft schließt sich hinter dem Verlust, sie bleibt in ihrer Substanz unberührt. Und wie der Baum als derselbe dauert (...), so wird das Wir der Gemeinschaft durch den Wechsel der Geschlechter zwar lebendig bewegt, aber nicht geschichtlich verwandelt.«

Hans Freyer

»Schöpferische Politik beginnt damit, daß sie vom Staat, wie er ist, auf das Volk, wie es immer war und wie es sein will, wie es werden kann, zurückgreift.«

Hans Freyer

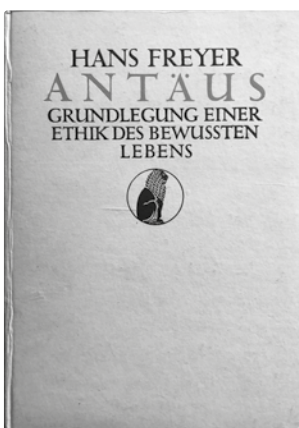
Bekanntnis zu ihm, Liebe zu ihm, nicht bloß theoretisches Wissen von ihm.« Akteur auf der geschichtlichen Bühne könne ein Volk nur sein als »autonomes Willenssubjekt«; der politische Wille sei der Motor der Weltgeschichte und das Streben nach Macht sei »eine der zusammenhaltenden und formgebenden Kräfte der Menschenerde«. Höre ein Volk auf, in dieser Willenskategorie zu denken und zu handeln, sei seine politische Existenz unmittelbar bedroht: »Daß das Volk sich selbst als politisches Wesen aufgibt, ist beständig Gefahr. Einen politischen Willen in ihm zu erwecken, ihn durch alle Beanspruchungen hindurch zu behalten, ihn in den Stürmen des Geschehens zu festigen und neuen Anforderungen gegenüber neu zu formieren, ist hier bereits Aufgabe. Nicht nur was das Volk zu tun habe, sondern wie es sein müsse, um eines geschichtlichen Tuns fähig zu bleiben, ja ob es noch sei, nämlich als Subjekt eines politischen Willens und als Träger eines geschichtlichen Schicksals noch vorhanden sei, das ist hier bereits eine Frage der Ethik – eine sehr ernsthafte Frage angesichts der Tatsache, daß ein Volk als zivilisierte Horde durchaus weiterzuleben vermag, auch wenn es geschichtlich tot ist.«

Überlebensfähig sei ein Volk nur, wenn es die Kraft und den Willen zur Herrschaft aufzubringen in der Lage sei: »Subjekt eines politischen Lebens zu werden, Subjekt eines politischen Lebens zu bleiben, dazu macht unter allen Kräften, die in der Menschenwelt wirken, nur die Herrschaft ein Volk bereit. Sich fortpflanzen kann es auch ohne dies, wirtschaften auch, sogar zivilisiert leben. Aber eine geschichtliche Existenz zu führen, an der Idee seines Reichs lebendig festzuhalten und, wenn es nottut, die Gegenwart der Zukunft aufzuopfern, damit beide der Vergangenheit würdig seien – dazu gibt es für ein Volk keinen andern Weg, als daß es die innere Kraft aufbringt, in ein Herrschaftsgefüge einzugehen, an das es selber glaubt.«

Modern, ja revolutionär mutet Freyers Volkstheorie dort an, wo er – die soziologischen Verwerfungen des technisch-ökonomistischen 19. Jahrhunderts bilanzierend – das Volk als politische Figur, als »offene(n) Gegenspieler gegen das System der industriellen Gesellschaft« auf dem Schachbrett des 20. Jahrhunderts in Stellung bringen will. Entgegen anderslautenden marxistischen Dogmen sei das Volk gerade »keine Gesellschafts-klasse, die gegen ihre Ausbeuter und Beherrscher angeht«. Nur wer diese abgelebten Ideologeme hinter sich lasse, könne den neuen Akteur auf der historischen Bühne erkennen: »Nachdem die Gesellschaft ganz Gesellschaft geworden ist, alle Kräfte als Interessen, alle Interessen als ausgleichbar, alle Klassen als gesellschaftlich notwendig erkannt und anerkannt hat, erscheint in ihr dasjenige, was nicht Gesellschaft, nicht Klasse, nicht Interesse, also nicht ausgleichbar, sondern abgründig revolutionär ist: das Volk. Grade der Abbau der Revolution von links eröffnet die Revolution von rechts.« Das Volk müsse aus seiner passiven Rolle, aus seiner Fehlbestimmung als Rohmaterial des kapitalistischen Getriebes heraustreten, um selbst politisch aktiv zu werden: »Das Volk ist nicht ein geduldiger Vorrat, aus dem man Arbeit schöpfen und Gesellschaft formieren kann. Das Volk ist unendlich vieles, und unter anderem ist es auch dies: sonst wäre der Bau der industriellen Gesellschaft unmöglich gewesen. Aber als gegenwärtige Wirklichkeit und als geschichtliche Kraft ist das Volk etwas ganz andres. Es ist das neue Prinzip, das sich auf dem Boden der industriellen Gesellschaft gebildet hat. Die industrielle Gesellschaft erwacht nicht zum Volk, – das könnte sie nicht. Aber das Volk erwacht in ihr: als das Subjekt der Revolution, zu der sie reif geworden ist, indem sie sich vollendete.«

Streife das Volk die Eierschalen des Industrialismus ab, dann werde es »aus einer vagen Idee zu einer geschichtlichen Realität, aus einem Trost zu einer Gefahr, aus einer geruhamen Ordnung zum Subjekt einer Revolution«. Voraussetzung hierfür ist nach Freyer der unbedingte Glaube des Volkes an sich selbst, die rückhaltlose Überzeugung des Volkes, selbst – nicht als Getriebener, nicht als Knetmasse, sondern als ein sich autonom bestimmendes Wesen – in den historischen Prozeß einzutreten: »Es ist beinahe eine Kühnheit, vom Volke zu sprechen: die Kühnheit des Glaubens, das sich dieses Wesen Volk noch einmal in einem revolutionären Feuer reinigen wird, so daß es ganz hart und neu wird.«

Trotz dieser wesentlichen, nunmehr sogar revolutionär geadelten Rolle, die Freyer dem Volk zuweist, kommt er im Rekurs auf die Antike,



insbesondere auf den *polis*-Begriff des alten Griechenland, nicht umhin, dem Volk, das politisch geworden ist, einen *Staat* zur Seite zu stellen. Dieser Staat müsse mit Hilfe des Volkes dem Zugriff der *Pressure groups* entzogen werden. Indem der Staat sich von der ihn fesselnden Gesellschaft emanzipiere, werde er zur Waffe des Volkes im Kampf für dessen eigenständige politische Existenz: »Inmitten des Systems der industriellen Gesellschaft (erwacht) das Volk zu politischem Leben: es wird geschichtlicher Wille, es wird Staat. ... Indem das Volk durch das System der industriellen Gesellschaft durchbricht, wird der gesellschaftlich erfüllte, gesellschaftlich neutralisierte Staat gleichsam von innen her umgestülpt. In den Subjektlosen schießt ein drängendes, forderndes, tatbereites Subjekt ein.« Auf diese Weise verkörpere der Staat die »Einheit des politischen Volkes«; im Staat bündele sich »der zusammengeraffte Wille des Volkes: Das Volk, zumal das revolutionäre, ist kein Körper, sondern ein Kraftfeld. Der Staat, zumal der revolutionär handelnde, ist nicht die Haut oder das Fell oder der Panzer jenes Körpers, sondern er ist die Integration jenes Kraftfeldes zu politischer Geschichte. In millionenfältigen Antrieben und Auftrieben regt sich das Volk: ein lebendiger Raum, der in allen seinen Elementen zittert. Der Staat ist nichts als die geschichtliche Dynamik, zu der dieser Raum zusammenschießt. Er ist nichts als das politisch werdende Volk, – aber das ist viel. Es ist das Erwachen des Volkes aus zeitlosem Dasein zur Macht über sich selbst und zur Macht in der Zeit«.

Ein zu politischem Bewußtsein geläutertes Volk müsse aus eigener Kraft einer staatlichen Verfaßtheit zustreben, die seiner Eigenart am besten gerecht werde. Bei einer solchen »Einswerdung von Volk und Staat im Prozeß der Revolution von rechts« werde »der Staat, der die Revolution des Volkes führt, und der als Zustand aus ihr hervorgeht, die Essenz des Volkes sein: erst die konzentrierte Energie seines Stoßes, dann die konzentrierte Energie seines dauernden Handelns. Das Kraftfeld des Volkes wird frei, und der Staat ist die Integration dieses Kraftfeldes zur politischen Geschichte«. In der Bereitschaft des Volkes, sich staatlich zu formen, offenbare sich seine politische Potenz. Die Wandlungsfähigkeit eines Volkes, sein Geschick, sich neuen Formen anzugleichen, sei ein untrügliches Zeichen für seine politische Begabung.

Wie sehr sich Freyers Volksordnungsmodell von dem Wohlfahrtsstaat der modernen Industriegesellschaft unterscheidet, wird besonders an der Behandlung der sozialen Frage deutlich. Die Lösung dieser Frage bestehe nicht mehr darin, daß der Staat aus diversen Füllhörnern Gaben unter Volk streue, sondern darin, daß »der neue Staat (...) identisch (werde) mit der sozialen Revolution des Volkes«. Künstliche (und oft willkürliche) Verteilmechanismen würden also ersetzt durch eine Sozialordnung, die mit der organischen Struktur des Volkes deckungsgleich sei. Das Soziale sei danach keine besondere Kategorie des Leistungsstaates mehr, sondern ein Wesenselement des Volkes unmittelbar: »Wie der technische Apparat der kapitalistischen Wirtschaft, so wird auch die andre große Erfindung des neunzehnten Jahrhunderts: das Soziale, in dem neuen Staat einen entscheidenden Sinnwandel erfahren. Der Sinn dieser Wandlung ist genau derselbe wie dort. Das Soziale wird selbstverständlich, während es bisher eine Erfindung und eine Leistung war. Es wird in die Substanz des Volkes aufgenommen, oder vielmehr: es ist darin, ohne daß es organisiert zu werden braucht, vorhanden. Es wird nicht etwa »abgebaut«, sondern es ist eingebaut.« Aus diesem Plädoyer für ein neues Sozialgefüge innerhalb eines gewachsenen Volkes resultieren gleichzeitig Freyers Ablehnung der Massenorganisation des NS-Staates sowie seine Frontstellung gegen das Herandrängen des Massenmenschen im westdeutschen Wirtschaftswunderstaat. Dieser Massenmensch, »der mit Haut und Haaren, mit Herz und Nieren an den Zivilisationsapparat angepaßte Mensch«, habe sich seinem Volk entfremdet. Und verfallende ein Volk zur Masse, so degeneriere es – wie der moderne Versorgungsstaat – zu einem »sekundären System«, in dem das Ganze aufgekörrnt und der Einzelne der Vereinsamung anheimfalle. In diesem »Staub der Individuen«, in diesem »Sandhaufen der Masse« könnten aber Elemente des Volkes nicht überleben. Dieses verkümmere zu einer Summe von Staatsbürgern, die vielleicht noch die Gesetze befolgten, die aber kein Wir mehr bildeten, »aus dem ein eigenwüchsiger Wille aufsteigen könnte«. ■

»Ich glaube, daß die Menschheitsentwicklung ihre für das Individuum und seine innere Entwicklung vollkommenste Form im Volke erreicht, und daß der Menschheitspatriotismus eine Auflösung bedeutet, die den in der Volksliebe gebundenen persönlichen Egoismus wieder frei macht und auf seine nackteste Form zurück-schraubt.«

Walter Flex: Brief an Fine Hüls, April 1917.

Literaturhinweise:

Hans Freyer:

Antäus, Jena 1918;

Die Bewertung der Wirtschaft im philosophischen Denken des 19. Jahrhunderts, Leipzig 1921;

Prometheus, Jena 1923;

Gemeinschaft und Volk, Berlin 1929;

Soziologie als Wirklichkeitswissenschaft, Leipzig/Berlin 1930;

Revolution von rechts, Jena 1931;

Pallas Athene. Ethik des politischen Volkes, Jena 1935;

Machiavelli (1938), 2. Aufl., Weinheim 1986;

Weltgeschichte Europas, 2 Bde., Wiesbaden 1948;

Theorie des gegenwärtigen Zeitalters (1955), Stuttgart 1956;

Herrschaft, Planung und Technik. Aufsätze und Vorträge 1929–1961, Weinheim 1987.

Sekundärliteratur:

Jerry Z. Muller: *The other God that failed. Hans Freyer and the deradicalization of German conservatism*, Princeton 1987.

C. G. Jung und die Neue Rechte

von Sophie Liebnitz

Ikonen haben es an sich, auf den Altären und verdunkelt vom Kerzenrauch oft nicht bis in alle Einzelheiten unterscheidbar zu sein. Dasselbe Schicksal trifft (kulturelle) Leitfiguren, und, wenn sie ein voluminöses Werk hinterlassen, auch dieses. Man bewundert schneller als man liest. Der Psychologe C. G. Jung hat nun zum zweiten Mal in der Geschichte seines Nachlebens Popularität in einer Jugendkultur erlangt: In der Hippiebewegung und im Amerikanischen New Age eine Kultfigur, gelangte er auf vielleicht unerwartete, aber perfekt zeitgemäße Art zu seiner zweiten popkulturellen Auferstehung: Der kanadische Psychologe und Kulturkritiker Jordan Peterson (Autorenporträt von Martin Lichtmesz, siehe *Sezession* 87/Dezember 2018) greift in seinen Videos immer wieder auf Begrifflichkeiten und Konzepte des Schweizers zurück und feiert ihn als Vordenker. Da Peterson ein Millionenpublikum erreicht, kommt das einer Erhebung zur Ehre der (Internet-)Altäre gleich.

Entsprechend sind die Erwartungen an das, was eine Jung-Lektüre leisten kann, verworren, aber hoch. Peterson präsentiert den Vater der »Analytischen Psychologie«, wie Jung sein Vorgehen zur Absetzung von dem Freuds nannte, im Rahmen dessen, was ihm seine Popularität bei der Zielgruppe »junger Mann, eher rechts« verschafft hat: einer Art Erziehung zur Männlichkeit. Er deutet das Leben als eine Bewährungsgeschichte, eine Perspektive, die pragmatisch wie moralisch traditionalistische Deutungen wiederaufleben läßt. Jede (männliche) Individuationsgeschichte gerät zu einer Variante von »Der Heros in tausend Gestalten« (Campbell) – und zur Interpretation dieser Mythologeme greift Peterson auf Elemente aus dem Werk des Schweizers zurück. Das ist der Kontext, in dem Jung in ein breiteres Bewußtsein zurückgekehrt ist.

Um diese Anziehungskraft nachvollziehen zu können, hilft es, sich Jungs Konzeption der Persönlichkeit vor Augen zu führen, die sowohl vom Alltagsverständnis als auch von dem Freuds entscheidend abweicht. Der zentrale Begriff jeder Tiefenpsychologie, das Unbewußte, wird von beiden völlig anders gefaßt und auch anders bewertet. Für Freud ist es zunächst nichts als eine der »Regionen des seelischen Apparats« (DU, 273), in die nicht gesellschaftsfähige Regungen verbannt werden. Es ist realitätsuntüchtig, nur dem Lustprinzip unterworfen und daher vollkommen amoralisch. Gewissermaßen augenlos, weil nur mit anderen Teilen der Psyche, nicht aber mit der Außenwelt kommunizierend, ist es bloß die »Vorstufe einer höheren Organisation«, eine Machtübernahme des Unterbewußten wäre krankhaft. Ab 1920 läßt Freud das Konzept eines »System Ubw« hinter sich und tauscht es gegen das »zweite topische Modell« ein, das die Psyche aus Es, Ich und Über-Ich zusammengesetzt sein läßt, wobei jedes dieser Elemente unbewußte Anteile haben kann.

Freud begegnete diesem Unbewußten (das er nicht erfand, sondern das um die Jahrhundertwende bereits auf eine etwa hundertjährige Geschichte zurückblickte) mit einem Mißtrauen, das sich am deutlichsten in

»So sind wir auch selbst, wenn man uns nach unseren unbewußten Wunschregungen beurteilt, wie die Urmenschen eine Rotte von Mördern. Es ist ein Glück, daß alle diese Wünsche nicht die Kraft besitzen, die ihnen die Menschen in Urzeiten noch zutrauten; in dem Kreuzfeuer der gegenseitigen Verwünschungen wäre die Menschheit längst zugrunde gegangen.«

Zeitgemäßes über Krieg und Tod, Studienausgabe Bd. 9., S. 351.

dem Stoßseufzer von Schillers »Taucher« ausdrückt, mit dem der erste Teil von *Das Unbehagen in der Kultur* schließt: »Es freue sich, wer da atmet im rosigen Licht.« Er blieb ein paradoxer »Tiefenpsychologe«, der die (Un)Tiefen der Seele verabscheute, von denen der Religion ganz zu schweigen.

Ganz anders Jung. Seine Auffassung vom Unbewußten weicht in wenigstens drei Punkten von der Freuds ab: Die dort angesiedelten »Komplexe« können sich erstens zu eigenen »Teilpersonen« verselbständigen, ein Denkmotiv, das mit einem ausgeprägten Hang zur Verbildlichung psychischer Inhalte zu tun hat. Jungs Technik der »aktiven Imagination«, eine Praxis geleiteten Halluzinierens, gehört in diesen Zusammenhang. Sie verleiht der Anschauung gegenüber dem rein begrifflichen Vorgehen der »Talking-Cure« (wie eine frühe Patientin Freuds die Psychoanalyse nannte) besonderen Stellenwert.

Die zweite Abweichung betrifft einen der bekanntesten Entwürfe Jungs, das »Kollektive Unbewußte«. Im Gegensatz zum individuellen Unterbewußtsein Freuds ist es »un- oder überpersönlich«, »eben weil es vom Persönlichen losgelöst und ganz allgemein ist und weil seine Inhalte überall gefunden werden können«. Die Inhalte dieses Kollektiven Unbewußten sind dann die vielberufenen Archetypen. Als Niederschlag stammesgeschichtlicher und historischer Erfahrung sollen sie eine Verbindungsinstanz zwischen der Persönlichkeit und einem in die Vorgeschichte zurückreichenden Kollektivgedächtnis sowie dem biologischen Erbe bilden. Wenn sich hier eine Assoziation zu Platons Ideen einstellt, so ist das durchaus im Sinne Jungs, der beides sogar einmal gleichsetzt.

Zu dem individuellen Unbewußten Freuds kommt also eine kollektive Ebene, auf der die Individuen miteinander und mit der Vergangenheit verbunden sind. Jungs kollektives Unbewußtes hat damit eine universelle Konnotation. Es bildet ironischerweise eine Art Universalismus von rechts (der Begriff natürlich nicht im Sinne eines Katalogs allgemeingültiger moralischer Axiome verstanden). Ironisch, weil Jung in linkslastigen Universitätswelten beharrlich als dumpfer Mythomane und geistiger Älpler verunglimpft worden ist. Petersons Bemerkung, er habe im akademischen Kontext niemals über Jung sprechen können (»I was constantly warned against talking about Jung.«), spiegelt diese Feindseligkeit des akademischen Betriebs. Jung hat stets die allgemeine Geltung der Archetypen betont. Sie sind transnational, transkulturell und transhistorisch und damit ein echtes universelles Erbe, ein Erbe übrigens, das nicht ausgeschlagen werden kann. Es gibt hier deutliche Parallelen zur den *Mythologica* von Lévi-Strauss, der freilich stets ein akademisch eminent zitierfähiger Autor geblieben ist, weil man vermutete, ihn politisch auf der richtigen Seite verorten zu können.

Und drittens: Jung nimmt, wie schon an der Berufung auf die Platonische Ideenwelt deutlich wird, eine vollkommen andere Haltung zu Fragen des Transzendenten ein. Das läßt sich nicht nur biographisch an seinem Interesse an okkulten Phänomenen (denen seine Dissertation galt), an Telepathie, Wahrträumen und Visionen festmachen (die Autobiographie »Erinnerungen, Träume, Gedanken« hält eine eigene, gnostisch inspirierte Vision Jungs fest), sondern auch an seinen zahlreichen, sich widersprechenden Aussagen zum methodologischen Status seiner Arbeiten: Trotz wiederholter Berufung auf eine Kantische Grundhaltung, die einen Verzicht auf inhaltlich gefüllte Aussagen über Transzendentes voraussetzt, verweigert er sich letztlich einer klaren Grenzziehung zwischen psychologisch-empirischen und metaphysischen Fragen. Nachfragen pflegte er mit großer Geschmeidigkeit auszuweichen und legte sich niemals endgültig nach der einen oder anderen Seite fest. Es ist besonders diese Stelle, an der er aus der Rolle des Psychiaters heraustritt und selbst in die eines Archetyps, nämlich des alten Weisen, eintritt. Als Trickster bringt er die säuberliche Scheidung epistemologischer Kategorien, auf denen Wissenschaftlichkeit beruht, ins Wanken. Wie Freud ein Nachfahre von Aufklärung und Positivismus, ist Jung ein direkter Erbe der Romantik, insbesondere der Romantischen Medizin, ihrer Spiritualisten und Magnetiseurs, deren Schriften er schon früh aus der Bibliothek seines Vaters, eines protestantischen Pfarrers, kannte.

All das läßt sich auf das Stichwort »Totalität« beziehen, ein Grundbegehren aller Modernekritiker seit der Romantik. Die Einbeziehung des Eidetischen, des Kollektiven, des Stammesgeschichtlichen und des Numi-

»Archetypus« ist nun nichts anderes als ein schon in der Antike vorkommender Ausdruck, welcher mit der Idee im platonischen Sinne synonym ist.«

Aus: C. G. Jung: *Die Archetypen und das kollektive Unterbewußte*, 1935.

nosen heben das Individuum aus der bürgerlichen Vereinzelung heraus und stellen es in einen übergreifenden Zusammenhang, der der Freud'schen Analyse fremd ist. So gesehen wäre es sinnvoller gewesen, Jungs Methode als «Synthetische Psychologie» (statt als analytische) zu bezeichnen, denn auch die Person wird von ihm unter dem Gesichtspunkt ihrer Ganzheit ins Auge gefaßt.

Auf therapeutischer Ebene geht es daher um eine Integrität der Person, die diese Ebenen miteinander in Einklang bringen soll. Das volle Selbst wäre das Ergebnis eines Wachstums-, Integrations- und Bewährungsvorgangs, der innerhalb einer ganz und gar nicht goldenen Gegenwart stattzufinden hat. (Und hier wären wir wieder bei Peterson angelangt.) Die Anerkennung der Widerständigkeit des Wirklichen unterscheidet diese Perspektive von regressiven Phantasien vom Goldenen Zeitalter, die es auf eine sorg- und mühelose Form der Vollkommenheit abgesehen



*Franz Rederer: C. G. Jung
(1935).*

haben. Das goldene Zeitalter ist heroenlos – der Held wird dort einfach nicht gebraucht. (Die sich als ultimativ aufgeklärt verstehende linksliberale Mentalität ist, wie empört sie das auch von sich weisen würde, sehr wohl auch ein Reflex des Mythos vom Goldenen Zeitalter.)

Eine Anerkennung dieses Widerstands findet man freilich, und in nüchternster Form, auch und gerade bei Freud. Der aber zielt nicht auf Ganzheit, sondern bloß auf Reparatur. Der Patient soll funktionieren, der Leidensdruck herabgesetzt werden, die Krankheit auf intellektualisierte Weise interpretiert und damit gebannt werden. Mit diesem Programm konnte Freud zum Liebling einer Intelligenz avancieren, die ihre Lebensberechtigung aus komplexen freischwebenden Deutungsspielchen bezog, die sich als einzige Bedingung am Kompaß des »Fortschrittlichen« auszurichten hatten und das wie Feilspäne an einem Magneten auch taten.

Wer sich damit nicht abspeisen ließ, fühlte sich eher von Jung angezogen, und das waren stets lebensreformerische Bewegungen und Bewegte, die sich mit der Kastration des modernen Menschen zum bloß

Intellektuellen und bloß Hiesigen nicht abfinden wollten. Ein Begehren, das die ideologischen Lager von Hippietum und Neukonservatismus sowie Neuer Rechter überwölbt und das die Romantiker antrieb, gegen die »Glasköpfe« (Justinus Kerner) einer reduktionistischen Aufklärung in Stellung zu gehen. Jungs Denken und Forschen ist nicht auf Reparaturarbeiten ausgerichtet, sondern auf Ergänzung und Herstellung eines Gegengewichts zu dieser monomanen Einseitigkeit. Er folgt damit – selbst, wie es nicht anders sein kann, ein Produkt der Moderne – keinem antimodernen, sondern einem ihre Defizite korrigierenden und ausgleichenden Impuls. Davon geht Jung immer erneuerte Anziehungskraft aus. Lebensratschläge à la Peterson wird man in seinem Werk nicht finden. Es vermittelt seine Rezepte und Werthaltungen allenfalls in sehr indirekter Form. Stattdessen versucht es sich am »Leben aus dem was immer gilt«, eine Wendung, die seine Tiefseefahrten in die Mythologie sehr gut beschreibt.

Wieweit diese als Schule der Männlichkeit erhalten können, steht allerdings sehr in Frage. Im Widerspruch zur aktuellen durch Peterson stimulierten Rezeption war Jung Zeit seines Lebens von einem großen Kreis von Frauen umgeben, die teils rasch wechselten, teils sich Jahre bis Jahrzehnte ihres Lebens in seinen Dienst stellten. Auch in der Folge bleibt der Anteil weiblicher Analytiker und Anhängerinnen der Jungschen Methodik auffallend. Das erklärt sich daraus, daß Jung auf den betont wissenschaftlichen Gestus Freuds zwar keineswegs vollständig verzichtete, aber reichlich Deutungsangebote für sein Werk bereitstellte, die darüber hinausgingen. Das schadete ihm fachintern, ermöglichte aber einen um so breiteren Anschluß nach außen. Die Anziehung auf Männer schien sich demgegenüber in Grenzen zu halten. Die Anziehung auf Männer schien sich demgegenüber in Grenzen zu halten. Das ikonische Bild des »Weisen von Küsnacht«, das rund um ihn geschaffen wurde, verdeutlicht den Unterschied: Jung trat nicht eindeutig ins prestigeträchtige und klar maskulin konnotierte Bild des Naturwissenschaftlers ein, sondern in das des Weisen, das eine »weichere«, traditionelle und übergreifende Form des Wissens suggeriert.

Auch die Persönlichkeitslehre Jungs kommt einem maskulinistisch orientierten Denken nicht unbedingt entgegen. Ihr Zentrum bildet die Vorstellung von »Animus« und »Anima«, also eines gegengeschlechtlichen »Seelenteils«, der in Männern und Frauen das andere Geschlecht gewissermaßen einschreit, allerdings überwiegend in Form negativer Eigenschaften. So ist die Anima angeblich launisch, um nicht zu sagen zickig, während sich der Animus gern in falschen Rationalisierungen ergeht. Man muß nun weder feministisch noch maskulinistisch angehaucht sein, um an Jungs Zuordnungen ein gewisses Unbehagen zu empfinden – in jedem Fall aber trägt jedes Geschlecht aus dieser Sicht seinen Gegenpol in sich, so daß der Einzelne in einer bipolaren Spannung steht, die eine allzu plane Bestimmung von Geschlechtseigenschaften unterläuft.

Wie immer es sich mit dem Geschlechtergegensatz aus Jungs Sicht im Einzelnen verhält (seine Aussagen zum Thema sind widersprüchlich), die Tendenz ist klar: Es geht um die Selbsterschaffung und Selbstheilung eines transzendental obdachlosen modernen Selbst, das zuallererst Jung selbst und in zweiter Linie der Patient ist. Diese Praxis ist nur deshalb nicht die reine Hybris, weil in dem, was Jung Unbewußtes nennt, ein Verbündeter gesucht wird, dessen Kooperation sich nicht erzwingen läßt. Insofern gehört Jung, viel mehr noch als Freud, in eine Geschichte (post) moderner Subjektkritik. Vermerkte Freud, das Ich sei nicht Herr im eigenen Haus (ein Satz, der sich so ähnlich übrigens bereits 1791 bei dem Heilbronner Arzt Eberhard Gmelin findet) und setzte durch die Forderung, »wo Es war, soll Ich werden« diesem beunruhigenden Befund Widerstand entgegen, so strebt Jung nach Versöhnung und Vereinigung mit den unverfügbaren Elementen der Psyche, auch das ein symbolisch eher weiblicher Zug.

Das Selbst bezeichnet dabei eine integrierende Ich-Instanz, einen höheren, weiseren Bewußtseinszustand, der als Potential vorhanden ist und erreicht werden kann und soll. Jungs Bild der Person ist daher nicht nur umfassender und kühner als das Freuds, es wohnt ihm vor allem eine Zielrichtung inne. Er ist damit der Erbe einer Tradition, die auf Entfaltung der Persönlichkeit nicht als isoliertes Individuum, sondern als Teil eines größeren kulturellen, transzendenten und anthropologischen Zusammenhangs zielt. ■

»Es dünkt mir also, das Ich ebenso wohl als die Persönlichkeit, das Werk der Empfindung und Vorstellungen zu seyn, und nicht der stolze Gebieter und Herr derselben; das Ich ist eigentlich der Mittel- und Vereinigungspunct aller Seelenkräfte und das Werkzeug ihrer Wirksamkeit.«

Eberhard Gmelin: *Materialien für die Anthropologie*, 1791.

Gedichte lesen – zwölf Gründe

von Jonas Mahraun

Ob Ihnen Lyriker geläufig sind, die sich zunächst hartnäckig an Erzählwerken versuchten, das eigene Metier also entweder nicht auf Anhieb fanden oder sich zumindest nicht abfinden wollten allein mit ihm? Umgekehrt fällt die Listung leichter: Ernst Jünger erwarb sich in Wandervogel-Kreisen erste Anerkennung mit Gedichten, Stefan Zweig begann seine Laufbahn 1901 mit dem Lyrikband *Silberne Saiten* und auch vom jugendlichen Thomas Mann sind bemühte bis gequälte, in jedem Fall mißglückte Vers-Experimente überliefert. Warum bilden Lyriker, die bewährungseifrig zum Prosa-Prüfstein drängen, bei weitem die Ausnahme und Prosaiker mit Lyrik-Leidenschaft geradezu eine Regel? Was darf man in Verswerken eher zu finden hoffen als zwischen Roman-Zeilen? Warum Gedichte lesen?

1. Die Lyrik – diesen Schluß legt unsere Eingangs-Beobachtung nahe – reizt im Besonderen junge, ausscherwillige Köpfe auf der Suche nach dem ganz und gar Anderen, weil sie dem Alltagstrott und seinen Sprechgewohnheiten am gründlichsten enthoben scheint und zugleich hinabreicht zum verschütteten Ursprung: Weit vor aller überkommenen Epik setzt Rhythmisches und Rituelles an, das uns in der Dichtung bis heute entgegentritt. Lange vor Ilias und Odyssee stehen – dumpf und erdnah – Opferspruch, Wiegenlied, Schlachtgesang. Die Verwandtschaft des Lyrikers zu diesem archaischen Grundrauschen wird im Primat greifbar, den etwa Rolf Schilling der Akustik über das Semantische einräumt. »Kehr heim in den Klang, / Gesättigt von Bildern, / Von Wappen, von Schildern, / Von Zeichen-Zudrang, / Kehr heim in den Klang.« Gedichte lesen: weil in ihnen das Kultische als Glutkern der Kultur am sichtbarsten durchschimmert, am vernehmlichsten wiederhallt.

2. So eng die Dichter sich geistig am Ur-Entsprungenen wännen mögen, so wenig können sie sich hinwegtäuschen darüber, daß alle Welt ihm beständig fernerrückt. Wer da nicht mitzieht, gilt flugs als gestrig und muß sich verunglimpfen lassen von naßforschenden Expressionisten. »In Deutschland« – spottete Alfred Döblin 1935 aus seinem Pariser Exil – »hat sich die Vorstellung eines Urwalddichters bewahrt, eines mystischen Wisents.« Ausgerechnet jenem Tier, das Göring später in den Wäldern der eroberten Ostgebiete neu anzusiedeln versuchte, schreibt der *Berlin-Alexanderplatz*-Autor das Urwüchsig-Schrofte zu, stempelt es zum Wappenbiest des Obskurantismus: Nichts sei im Lande so unklar und verworren, führt er aus, »als daß es nicht für hohe Wisentpoesie gelten könnte.« Weil der gängige Verdunklungsvorwurf am Lyriker abperlen

muß wie Schiffahrer-Mißmut am unbegradigten Strom, darf man Hans Magnus Enzensberger einen guten Schuß konservativ-subversiver Ironie zutrauen, wenn er 1957 empfiehlt: »Lies keine Oden, mein Sohn, lies die Fahrpläne: / sie sind genauer.« Das mystische Wisent (der Typus Angelus Silesius, Friedrich Hölderlin, Paul Celan) bleibt ideell auch dann in seinem Dickicht beheimatet, wenn die übrige Natur als vollends bezwungen, erschlossen und eingehegt vor ihm liegt. Die Lyrik ist sein letztes Refugium. Gedichte lesen: weil Tierschutz-Bemühungen auch metaphorische Paarhufer nicht ausklammern sollten.

3. Wenn ein Prosa-Wisent wie Jan van Helsing behauptet, die Arier seien in grauer Vorzeit mitsamt ihrem Herrschaftswissen von Atlantis gen Himalaya geflohen, so bleibt das liebenswürdiger Eso-Kram. Schon näher käme man der Wahrheit vielleicht, wenn man die »Herrenrasse« durch den Dichter und das Atlantische Imperium durch ein vager umrissenes Goldenes Zeitalter ersetzte. Denn fest zum Gesinnungsrepertoire des Lyrikers zählt die Anmutung, als letzter Erbe eines verlorenen Paradieses eingesetzt zu sein, die Erinnerung an »mehr Lametta« (Loriot) auf verlorenem Posten wachhaltend. Schiller etwa sehnt sich nach umfassender Neuerweckung. »Schöne Welt, wo bist du? – Kehre wieder / Holdes Blütenalter der Natur! / Ach, nur in dem Feenland der Lieder / Lebt noch deine fabelhafte Spur.« Wie dem Revolutionär, so schweben auch dem Dichter andere Welten vor, doch offenbar keine, die er aus heiterem Himmel entwirft, sondern solche, deren er sich noch dunkel entsinnt – wie Agnes Miegel des Buchenwalds aus Kindertagen. Statt eine Ideal-Ordnung gewaltvoll aus dem Boden zu stampfen, legt der Lyriker sie sorgsam frei unter den Schlacken seines Jahrhunderts. Gedichte lesen: weil dort bezeugt wird, daß Utopien ihre Fluchtpunkte auch in der Vergangenheit haben können und mögliche Umstürze demnach restaurativen Charakter.

Der Buchenwald

Es war der schönste Wald, den ich gekannt,
mit einem fremden, reichen Märchenleben.
Mohnblüten brannten rot an seinem Rand
und Rehe tranken abends aus den Gräben.

Nur ein paar kurze Sommerstunden sah
ich kinderglücklich jene alten Buchen –
und doch, ich weiß es: ist mein Sterben nah,
werd' ich im Traum nach jenem Walde suchen.

Agnes Miegel

4. Trotz Bezügen zur Reaktion ist die Dichtung dem modernen Menschen in ihrer Fragmentarität gemäß. Zwar wird laufend bemängelt, Kinder lernten keine Poesie, nicht einmal »Das Lied von der Glocke« mehr auswendig. Doch hartgesottene Kulturoptimisten, die solche Klagen mit dem Hinweis auf die rhythmisierten Texte allseits mitbetbarer Popsongs abschmettern, ist im Grundsatz kaum zu widersprechen. Mag der Flynn-Effekt auch kehrngemacht haben und die Aufmerksamkeitsspanne sich täglich verringern: für Merseburger Zaubersprüche oder eine Handvoll Silesius-Epigramme wäre noch Platz in jedem Millenial-Gehirn. Als ich 2015 beim Verlag Antaios Rolf Schillings Werkausgabe bestellte, fand ich sie beworben mit der Beteuerung, dieser Autor *verfertige* keine Gedichte, er *empfange* sie. Wer aber wollte von sich behaupten, über Nacht ein Heldenepos oder einen Fortsetzungsroman in Empfang genommen zu haben? Gedichte lesen: weil in ihrem Umkreis weit und breit keine Folter lauert, auf die man als Leser gespannt werden könnte. Man weiß auf der Stelle, woran man ist. Kostbare Lebenszeit, die der Roman-Leser für den Nachvollzug von Auffächerungen investiert, spart der Lyriker seinem Publikum durch Zusammenballung ein.

5. »Profession vom Dichten machen, das ist überhaupt lächerlich, als wenn einer beständig verliebt sein wollte und noch obendrein auf öffentlicher Straße.« Soweit Eichendorff. Weil die Schwelle zwischen Sprech- und Schriftprosa eine leicht überwindliche ist, hat über Romane und Essays nahezu jeder gut reden: an vorgefundene Gedanken wird man mäkelnd oder anerkennend eigene knüpfen, darf rasonieren und resümieren im großzügigen Resonanzraum des Grundtextes. Der Kreis der Lyrik ist enger gezogen und geschlossener: Das Gedicht ist seine eigene Echo-kammer, der man bestenfalls einen allusorischen Vorhof bauen kann. Rückte man ihm näher zu Leibe, würde es zu ersticken drohen wie Stefan Georges gefiederter »Herr der Insel«, der das Tageslicht meidet und einer

dunklen Wolke gleicht. Gedichte lesen: weil sie Deuter, Theoretiker und sonstige Behelliger wahlweise lächerlich oder arbeitslos machen. Wird das Sekundäre zudringlich, verflüchtigt sich das Primordiale beizeiten »in gedämpften schmerzeslauten.«

6. Georges »Herr der Insel« – wie Baudelaires Albatros ein Bild für den Dichter – lebt »seit urbeginn« einsam in seinem entlegenen Reich, sofern man von den Delphinen – »freunde des gesanges« – absieht. Doch taugen Gedichte, so sehr das manchem Lyriker zusetzen muß, seit jeher auch zur Stiftung oder Festigung von Gemeinschaft: Roman-Lesern schieben sich im Rahmen der Lektüre jeweils eigene Bilder vor das geistige Auge, wohingegen der rhythmische oder überhaupt der rituelle Laut, wie er in Psalmen und Chorälen, beim Treueschwur und Fahneneid, in Hymnen oder Marschliedern zum Tragen kommt, allen gleich und gemeinsam im Ohr klingt. Gedichte lesen und deklamieren: weil man bei der Aussöhnung zwischen Kollektiv und Individuum nicht auf Essayisten zählen kann.

Der Herr der Insel

Die fischer überliefern dass im süden
Auf einer insel reich an zimmt und öl
Und edlen steinen die im sande glitzern
Ein vogel war der wenn am boden fussend
Mit seinem schnabel hoher stämme krone
Zerpflücken konnte · wenn er seine flügel
Gefärbt wie mit dem saft der Tyrer-schnecke
Zu schwerem niedrem flug erhoben: habe
Er einer dunklen wolke gleichgesehn.
Des tages sei er im gehölz verschwunden ·
Des abends aber an den strand gekommen ·
Im kühlen windeshauch von salz und tang
Die süsse stimme hebend dass delfine
Die freunde des gesanges näher schwammen
Im meer voll goldner federn goldner funken.
So habe er seit urbeginn gelebt ·
Gescheiterte nur hätten ihn erblickt.
Denn als zum erstenmal die weissen segel
Der menschen sich mit günstigem geleit
Dem eiland zugedreht sei er zum hügel
Die ganze teure stätte zu beschaun gestiegen ·
Verbreitet habe er die grossen schwingen
Verscheidend in gedämpften schmerzeslauten.

Stefan George

7. »Der Dichter besingt die Welt, die wie Memnons Bild, voll stummer Bedeutung, nur dann durch und durch erklingt, wenn sie die Aurora eines dichterischen Gemütes mit ihren verwandten Strahlen berührt.« Eichendorff zum zweiten. Die Säule des Memnon im Tal der Könige stünde auch dann bereit, wenn kein Sonnenaufgang sie allmorgendlich zum Klingen brächte. Die Welt beherbergt das Dichtungs-Potential, bevor der Lyriker es aktiviert. Jedes Gedicht gleicht einem Gang mit der Wünschelrute auf der Suche nach Goldadern, die unabhängig vom Rutengänger existieren. Der Lyriker ist nicht Erfinder, sondern Ent- und Aufdecker. Was verdeckt bleibt, geht der Menschheit, doch niemals dem Kosmos verloren. Gedichte lesen: weil ihnen ein Weltbild zugrundeliegt, an dem

die Schwerter der Entzauberung stumpfen. Die Erde hört nicht auf eine Schatztruhe zu sein, bloß weil bestimmte Generationen oder Epochen die Schlüssel verlegen.

8. Wenn Malthus oder Spengler uns vorrechnen oder ausmalen, daß und warum die Welt ganz oder zu Teilen untergeht, dann mag das Hand und Fuß haben, doch setzt es keinen brauchbaren Anfang. Sobald aber Abgänge, Auflösungen, stürzende Reiche *besungen* werden, stellt man ihnen in diesem (Atem-)Zuge neue Aufgänge, metrische Ordnungen, geistige Imperien entgegen. Und mancher Dichter nimmt – wie Schiller in »Die Götter Griechenlands« – für seine Strophen die Katastrophen nicht bloß billigend in Kauf, sondern preist sie fest ein: »Was unsterblich im Gesang soll leben, / Muß im Leben untergehn.« Das Gedicht bietet Schöpfung ohne Deutung. Weder wird die Welt durch Lyriker verändert noch verschieden interpretiert, sondern endlich wieder ohne Verwerter-Blick in Augenschein genommen. Rolf Schilling empfängt nicht nur statt zu verfertigen, er betrachtet auch ohne zu zerdenken. »Mohnländer, die du erbeutest, / Löwenzahn, zitternd im Wind, / Stimmen, die du nicht deutest – / Nimm dein Genügen: Sie sind.« Gedichte lesen: weil sie uns unterweisen in der Schau, der Bescheidung und der Absichtslosigkeit – »Dies alles gibt es also.«

9. Aufgang und Untergang, Strophe und Katastrophe, Eden und Atlantis. Drunter, so hat man das Gefühl, macht es der Lyriker nicht. Und warum sollte er auch? Das Gedicht ist der unverbesserliche Extremist unter den literarischen Formen. Noch wo der Poet einmal nicht von vornherein höchste und hehre Sujets auserliest, wirkt sein Blick veredelnd wie der Handstreich des Midas: »Die aber wie der Meister sind, die gehen, / Und Schönheit wird und Sinn, wohin sie sehen.« Bei Rolf Schilling heißt es zur Extremismus-Neigung, die Lyrik kenne nur Triumph und Klage, alles andere – Seichtere – bleibe der Prosa überlassen. Daß jedoch

selbst das Gedicht nicht bis zu den äußersten Enden vordringt, stellt Max Kommerell in »Das entzückendste der Lieder« heraus: Vollkommenes genügt sich selbst und verlangt nicht mehr nach Ausdruck – und auch der tiefste Schmerz bleibt stumm. Zugegeben: die letzte aller Sprachgrenzen ist das Schweigen, doch gleich an dieses schließt sich die Lyrik an. Gedichte lesen: weil die Kunst – wie die Meinungsfreiheit – von den Rändern her verteidigt wird.

10. »Jedenfalls kann man nun, im Bewußtsein endender Ära, kein poetisches Wort mehr setzen, ohne daß es in seinem schwingenden Kern deren Anfänge, frühere Verläufe, späte Folgen mit bedenkt und erkennbar werden läßt. Die Frage nach der Dichtung ist nicht mehr – aber war sie es je? – zu trennen von den Fragen nach der abgründigen Beschaffenheit der Gegenwart.« Diese Sätze sind dem Essaywerk des Lyrikers Jochen Winter entnommen. Sie verweisen auf altehrwürdige Sprach-Sedimente, die das Gedächtnis bilden für erfülltere Zeiten und damit zugleich einen potentiellen Ausgangspunkt restaurativer Utopien. Über die Verwehr-Eigenschaft der Worte und den leichtherzigen Umgang der Eintagsmenschen mit ihrem wertvollsten Gut heißt es in Hofmannsthals »Weltgeheimnis«: »So tritt des Bettlers Fuß den Kies / Der eines Edelsteins Verließ.« Gedichte lesen: weil sie den Blick schärfen für Kult-Rückstände im Endstadium der Zivilisation.

11. Debatten über den Umfang verschiedener Dichter-Wortschätze – Goethe versus Shakespeare – sind fruchtloses Philologen-Geplänkel. Auch dem bildungsfernsten Lyriker sind deutlich mehr Worte geläufig als für seine Dichtungen ernsthaft in Betracht kommen. Romanen wird bisweilen bescheinigt, sie könnten als Zeitgemälde dienen oder überdauern. In Gedichten hingegen wird jedes Zeitkolorit abgetragen. Wetten, daß Oskar Loerke das Wort »Leuchtreklame« kannte? Dennoch läßt er sich in Berlin abstrakter aus über »trübe Tafeln, beschmiert mit brennender Schrift, / Die zuckend ruft und bettelnd beteuert.« Wetten weiterhin, daß Stefan George die »Litfaßsäule« als Begriff ebenso vertraut war wie »Plakatwerbung«? Und trotzdem spricht er im »Geheimen Deutschland« von München als »der Stadt wo an Pfosten und Mauereck / Jed nichtig Begebnis von allerwärts / Für eiler und gaffer hing angeklebt.« Soll man Gedichte lesen, um eine Epoche zu verstehen, ihren Geist und Gestus? Gott bewahre! Wer sich Aufschluß erhofft über zeittypische Gepflogenheiten, dem muß frei nach Enzensberger erwidert werden: »Lies die Geschichtsbücher, sie sind genauer.« Auf Einlaß in das streng bewachte Pantheon der Poesie darf berechtigt nur spekulieren, wer sich der »lautlosen Tiefe des Ozeans« (Ernst Jünger) verbundener weiß als dem Gekräusel an der Wasseroberfläche. Gedichte lesen: weil nicht obsolet werden kann, was nie originell war.

12. Sehr zu Unrecht stehen Lyriker im Ruch der Taumeltrunkenheit: Das gelungene Gedicht ist niemals bloß Kind der Empfindung, sondern stets vor allem das Ergebnis ihrer Zügelung und Mattführung. Wo der Flutprall des Eindrucks die sachten Ausdruckswogen überwältigt, mißlingen die Verse. Was verrät der Umkehrschluß über vollkommene Gedichte? Daß in ihnen Kälte des Stils über Inbrunst des Empfindens triumphiert. Pochendes und Pulsendes kommt strophenweise formschön zum Erliegen: das Poem als Petrefakt. Geglückte Dichtung trieft nicht vom zähflüssigen Harz des Sentiments, sondern hält Impuls und Stimulus versiegelt wie das Insekt im Bernstein – womöglich geschliffen von Oda Schaefer. »Schwer, so klirrt im Reim die Sprache, / Hartgepanzert lebt das Wort, / Senkt die Sage in das Brache, / Späten Völkern goldner Hort.« Gedichte lesen: weil Harnische nottun. ■

Das entzückendste der Lieder

Das entzückendste der Lieder
Singt ein jeder nie!
Kaum zu atmen unterfängt
Sich die Freude wenn sie wie
Ungeschlagenes Gefieder
Über blauem Abgrund hängt.
Selber wird sie sich Gedicht
In der Rast von Wort und Wille
Denn ihr Wohlklang ist die Stille
Die ein leiser Laut schon bricht.
Ja das frohste seiner Lieder
Singt ein jeder nie!

Das bedrückendste der Lieder
Singt ein jeder nie!
Denn es liegen wie in wider-
Hallendem Gewölbe die
Schlimmen Dinge allzuwach
In dem Irrsal unsrer Seele
Und bei noch so leisem Ach
Das sich durch die Lippen stehle
Dröhnt es bis sie tief ergrausend
Steht als eine gegen tausend.
Ja das bängste seiner Lieder
Singt ein jeder nie.

Max Kommerell

Leben mit Büchern

Vierzehn Grundsätze, Probleme und Aufforderungen, zusammengetragen von Benedikt Kaiser (BK), Ellen Kositzka (EK), Götz Kubitschek (GK), Erik Lehnert (EL) und Caroline Sommerfeld (CS)

Der Bücherschrank als Teil der Persönlichkeit

Heute interviewte mich eine Journalistin vom *Spiegel*. Ihr Blick streifte das Wohnzimmerregal und blieb auf Arthur Koesters *Sonnenfenster* hängen. Ob wir denn unsere Bücher sortiert hätten nach linken und rechten Büchern, fragte sie mich. Ich erwähnte die jahrzehntelange literaturwissenschaftliche Arbeit meines Mannes über Autoren der Konservativen Revolution, so erklärten sich Regalmeter Schmitt, Benn, Jünger, Gehlen samt Sekundärliteratur. Warum aber lehnte der Koestler als Erstausgabe so gut sichtbar mittendrin, Titelbild nach vorn? Was wollte der Bücherregalbesitzer uns damit sagen? Ich mußte gestehen: ich wußte es nicht. Meinen Mann konnte ich später einfach fragen, den Interview-*fauxpas* aber nicht wiedergutmachen. Der Bücherschrank verrät eben nur dem Eingeweihten etwas über die Person, dem er gehört. Ich erfuhr: Koestler war *der* erste große Renegat, er wandte sich aufgrund der Moskauer Schauprozesse vom Kommunismus ab und schrieb darüber 1940 diesen schmalen internationalen Bestseller. Nach eigenem Bekunden ein wichtiges Buch für meinen Mann, für den schlüsseziehenden Bücherregalbetrachter: gewissermaßen ein Emblem.

Erkennt man eigentlich einen Rechten an seiner Büchersammlung? Es gibt in der Tat, wenn schon keinen fixen Kanon im Sinne des ins Regal gestellten bereits absolvierten Teils einer Leseliste, so doch typische, wiedererkennbare, Gemeinsamkeit erzeugende Titel. Büchersammlungen sind indes erst dann individueller Ausdruck der Persönlichkeit, wenn sie über einen Kanon hinausweisen. Regale und Schränke füllen sich organisch, wie ein wachsendes Lebewesen. Da gibt es wuchernde, im wahrsten Sinne des Wortes überbordende Bücherberge; ich kenne sogar Bücher-Messias, die ausweislich einiger einschlägig vollgestopfter Regale, Kistenbeschriftungen und grinsend zutage geförderter Giftschranks exemplare politisch mindestens reaktionär, in der Lebensführung aber Menschen von äußerst geringer Selbstbeherrschung sind. Das Gegenteil des chaotischen *book hoarders* ist der akribische Konservative, der Sammler gebundener Zeitschriftenjahrgänge, unterschiedlicher Auflagen desselben mehrbändigen katholi-

schen Lexikons, der bibliophile Raritätenfreund und -restaurateur. Dieser muß nicht reich sein – Emporkömmlinge und Eindruckschinder haben selten höchstpersönliche Bücherregale –, mancher hat einen treusorgenden Bücherengel, der ihm immer wieder Zufallsfunde, Nachlässe und vergessene Autoren zuspießt. Der Kenner genießt und verstaut.

Das Bücherregal als lebendiger Organismus füllt sich, scheidet gelegentlich überflüssig Gewordenes, Jugendsünden oder nicht mehr unterzubringende Masse aus, ordnet sich neu, ihm wachsen Regalsystemteile, Obstkisten oder antike Bücherborde als neue Körperteile – das ganze Gebilde wird mehr und mehr zum Ausdruck einer Person, so wie ihr Gesicht im Lauf der Jahre immer mehr vom Innern einer Person ausdrückt. Bücherschränke bilden ihre Leser (das ist der Weg nach innen) und bilden ihre Leser ab (das ist der Weg nach außen). Daher gilt: an ihren Büchern sollt ihr sie erkennen! (CS)

Lesen als Szenepflicht

Desiderius Erasmus soll sich, wenn er Geld in die Hand bekam, zunächst Bücher gekauft haben, und erst dann Kleidung und Essen – wenn noch etwas übrig war. Diese (womöglich zugespitzt geschilderte) Sucht nach Lektüre ist in unserem politischen Milieu nicht weit verbreitet. Dabei wäre es auch unter jungen Rechten ratsam, das fleißige Lesen zur »Szenepflicht« zu erheben und zur Schau zu tragen. Es sollte selbstverständlich sein, dieses oder jenes Buch zu besitzen und gelesen und verstanden zu haben. Klar wäre dann: Wer solche Lektüren nicht vollzogen hat, ist, cum grano salis, der Nicht-Wissende, derjenige, der aufholen muß, um sich beteiligen zu können. Ob Klassiker oder aktuelle Titel – eine selbstbewußte junge Rechte muß ihren Anhängern vermitteln, daß es Schlüsselschriften gibt und daß man sie gelesen haben sollte, wenn man zum intellektuellen Teil der Szene gehören möchte. Die Generation Instagram etwa, die an erworbenen Luxusgütern ihren virtuellen Freundeskreis ohnehin kontinuierlich teilhaben läßt, kann hier erzieherisch wirken: *Reds don't read*, aber Rechte schon, wird als Parole erst dann bildhaft, praktisch und schneidig, wenn es sich auch bewahr-

heitet, wenn also der Wille zur geistigen Rüstung offensichtlich ist. Der Weg dorthin verläuft über das »Lesen als Szenepflicht«. (BK)

Lesen im Tagesablauf

Was die Lektüre betrifft, kann der tägliche Weg zur Arbeit mitunter wie geschenkte Zeit wirken, zumindest dann, wenn man in einer Bahn unterwegs ist, die nicht total überfüllt ist. Wo die meisten Mitfahrer auf ihr Smartphone starren und/oder sich mittels Kopfhörer unterhalten lassen, kann man selbst zum Buch greifen. Wenig geeignet sind dafür Bücher, die man mit dem Stift durcharbeiten möchte (weil man womöglich keinen Sitzplatz findet), dafür aber Belletristik oder ein aktuelles Sachbuch, das man liest wie eine Zeitschrift (für den Tag). Wer von Berufs wegen viel lesen muß, kann sich glücklich schätzen, aber auch er muß Konzessionen an die Arbeitszeiten seiner Mitmenschen machen, die den Leser natürlich gern zwischen frühem Vor- und spätem Nachmittag behelligen. Insofern war das Leben als Leser deutlich leichter, als man neben dem Schulbesuch keine weiteren Verpflichtungen hatte. Vermutlich kommt man nie wieder so zum Lesen, wie in den letzten Schuljahren. Während des Studiums fängt die Pflichtlektüre an, weil es Seminare zu absolvieren und Qualifikationsarbeiten zu schreiben gilt, die wiederum die Lektüre ganz bestimmter Bücher voraussetzen. Im Alltag richtet sich die Lesezeit nach dem Buch. Lektüre, die einen fesselt und hineinzieht, wird man in jeder freien Minute frönen, also auch am Abend, wenn man, je nach Schwere des Tagwerks, Ablenkung und Entspannung sucht. Schwierige Lektüre, die Konzentration erfordert, ist in diesen Stunden nur selten fruchtbar, zu viele Wörter fallen den abschweifenden Gedanken zum Opfer. Für solche Bücher ist die Waagerechte nicht geeignet, man muß am Schreibtisch sitzen oder am Pult stehen. Wann das geschieht, hängt stark von der Konstitution des Lesers ab. So wie es Frühaufsteher und Nachtmenschen gibt, so gibt es Leser, die das Tageslicht brauchen, während andere die schützende Dunkelheit der Nacht benötigen, um sich in die Lektüre zu versenken. (EL)

Aut liberi aut libri?

Friedrich Nietzsche läßt in seinem Spätwerk *Götzen-Dämmerung. Oder wie man mit dem Hammer philosophirt* (1889) einen Blaustrumpf sinnieren, ob er wohl mehr für Bücher oder für Kinder eine Bestimmung fühle. Das klingt so: »Das Literatur-Weib, unbefriedigt, aufgereggt, öde in Herz und Eingeweide, mit schmerzhafter Neugierde jederzeit auf den Imperativ hinhorschend, der aus den Tiefen seiner Organisation ›aut liberi aut libri‹ flüstert: das Literatur-Weib, gebildet genug, die Stimme der Natur zu verstehn, selbst wenn sie Latein redet, und andererseits eitel und Gans genug, um im geheimen auch noch französisch mit sich zu sprechen ...«

Oh ja, das sitzt. Nietzsche hat es den emanzipierten Frolleins der Salons damit gut gegeben. Man kann sich das organisierte, dennoch seufzende »Literatur-Weib« von heute gut vorstellen, Namen müssen hier keine fallen. Wir kennen unsere kinderfreien Literaturtantan. Sie ahnen die Qualen einer Effi Briest, sie waren Medea und haben mit Ute gelitten. Ihr Leib aber blieb fruchtlos!

Kann man als kinderlose Frau all die Dramen miterleiden, die in der Literaturgeschichte um Müttern handeln? Logisch. Genausogut, wie man mit dem Selbstmörder oder dem Räuber fühlen kann, ohne selbst das eine wie das andere zu sein. Nietzsches öde quasselndes Literaturweib jedoch hätte Angst, über dem Kinderkram den Anschluß an den »Diskurs« zu verlieren. In heutigen Zeiten wird statt »Kinder oder Bücher?« wohl eher »Kinder oder Karriere?« geflüstert, und die wirklich moderne Gans liest statt Büchern kinderwagenschiebend ihr Smartphone.

Dabei: Et Liberi et libri, sowohl Kinder als auch Bücher, na klar! Gerade meine sieben Stilljahre erinnere ich als Zeiten mit extremem Bücherkonsum. Nichts läßt sich besser vereinbaren als Bücher und Kinder. In meinen Augen (freilich die Augen einer nie lohnabhängigen Mutter) sind Kinder und Bücher sogar die Allianz schlechthin. (Gut, Handarbeiten paßt auch. Leider bin ich ungeschickt.) Kollateralnutzen: Nachwuchs, der die Eltern viel lesen sieht, wird meist selbst zum eifrigen Leser. (EK)

Schnellesen und Durchblättern

»Sie liest mit den scharrigen Pfoten eines Spürhundes, als sei irgendwo im Buch eine leckere Idee verbuddelt, an die sie ihr Leben hängen könnte.« (Botho Strauß, *Der Fortführer*, 2018)

Mit scharrigen Pfoten zu lesen kann ein Laster sein und eine Tugend. Ein Laster ist es, wenn man *inkriminierend* liest: auf der Suche nach schlimmen, dummen oder desavouierenden Stellen, die, hat man sie freigebuddelt, einem dazu dienen, diesen Autor nicht ohne Genuß niedermachen zu können. Inkriminieren heißt, ihn zum Schreibverbrecher zu machen, weil er das falsche Vokabular verwendet oder sich im Text selber verrät, auch wenn die Oberfläche noch so sauber glänzt. Allzumeist ist dies das Laster der politisch Korrekten, doch auch unter rechten Lesern und Rezensenten kann es angetroffen werden: Ha, hier verrät einer seine linken Denkmuster und übernimmt die Sprache des Gegners!

Die Tugend des scharrigen Lesens, des Schnellesens und Durchblätterns, ist von anderer Art. *Kursorisch* durchflitzend oder *diagonal* zu lesen will gelernt sein: nicht jede Zeile, manchmal sogar nicht einmal jede Seite zu lesen. Denn man kann sich ja unmöglich die feinen historischen Verästelungen von Ernst Noltes *Die faschistischen Bewegungen* oder Spenglers *Untergang des Abendlandes* alle merken – es geht darum, den Witz, den Stil, die Kampfpli-

nie des betreffenden Buches zu erkennen. Denn Schnellesen ist dazu da, grob und für weitere Verwendungen zu wissen, worum es geht, wie der Autor schreibt, sich gelegentlich sogar nur *ein* Hauptzitat aus dem ganzen Buch herauszuschreiben und sich dieses zu merken: die leckere Idee, an die man sein Leben hängen kann. Echtes Exzerpieren schaut anders aus, aber es geht ja nicht um ein Referat oder eine Proseminararbeit in Germanistik, sondern um Buchverkostung, Probchennemen, Reinschmecken.

Im übrigen sind Exzerpt-Tagebücher voller Leckerbissen hervorragend geeignet, um in seinen eigenen Notizen die Punkte im eigenen Leben wiederzufinden, an denen einen eine Lektüre existenziell berührt hat, oder einfach: sich im Wust all der vielen »leckeren Ideen«, die man gefunden hat, überhaupt noch orientieren zu können: von wem war das, wie lautete die Stelle gleich nochmal? Durchblättern ist außerdem ein perfekter Jargon-Detektor: man läßt sich nicht tief genug ein auf den Text, um gefangenommen zu werden von ihm, sondern scharrt an der Oberfläche, und dabei fliegen einem die Wortklumpen und immergleichen Klingelwörter um die Ohren. Wenn es darunter glänzt: eintauchen, weiterlesen! Wenn nicht: weglegen. (CS)

Durcharbeiten

Ich selbst habe ein unsentimentales Verhältnis zu Büchern. Meine Bibliophilie ist frei davon, dem Gegenstand als Materie zu huldigen. Schweinslederausgaben und Goldschnitte lassen mich kalt. Man hat meinen aneignenden Umgang mit Büchern früher als rüde getadelt.

Ich bin bis heute eine beteiligte Leserin – Belletristik ausgenommen, da wird nichts notiert. In der Jugend schrieb ich meine oft ellenlangen Anmerkungen mit Kuli an den Rand. Gelegentlich ziehen mich die Kinder auf, wenn ihnen heute solche Werke mit mir als Co-Autorin in die Hand fallen. Wenn ich solche Bücher, an denen ich mich als Studentin abgearbeitet hatte, dann in die Hand nehme, staune ich oft darüber, welche Gedanken ich mir gemacht habe!

Längst aber schreibe ich nicht mehr in Büchern. Als ich vor zwanzig Jahren hörte, daß Karlheinz Weißmann einen wohlgeordneten, nach Themen sortierten Zettelkasten für seine Lesefrüchte unterhalte, ahmte ich das nach. Es erschien mir lohnend und praktisch: genial, wenn man bei Arbeiten an einem Text systematisch auf ältere Exzerpte zurückgreifen kann! Das Unterfangen scheiterte nach zwei, drei Jahren an mangelnder Disziplin. Exzerpte halte ich hingegen noch immer für unerläßlich. Pro Buch sind es ein bis zwei DIN-A₄-Blätter, die ich beschrifte. Seitenzahl, Zitat oder Zusammenfassung. Meine Einwände zu den Thesen eines Autors sammle ich gesondert und trenne sie mit dicken Strichen von bloßen Herausschreibungen. Ins ausgelesene Buch werden neben dem Exzerpt gelegentlich auch Rezensionen hineingefaltet.

Manchmal habe ich übrigens Illustrationen ausgeschnitten, gerahmt und aufgehängt. Einige Bildbände sind daher arg gefleddert. Mein Argument: »Sonst müßte ich das Buch doch dauernd rausholen, um mir das Bild anzuschauen.« Kubitschek hält es für barbarisch, daß ich Bücher zerschneide. Das Bild aber, das ich ihm auf den Schreibtisch stellte, mag er. (EK)

Wiederholte Lektüre

Von Kindern kennt man das: Man erzählt ihnen Märchen, Anekdoten, Reime, und dieselben Geschichten werden nun über Wochen Tag für Tag verlangt. Das Zuhören, die Spannung, die Erleichterung sind ritualisiert, und zum Ritual gehört, daß der Wortlaut derselbe bleibt, daß sich das Gefühl, das sich einstellen soll, erwartbar einstelle, kurzum: daß nicht variiert, nicht abgewichen wird. Etwas ist also gewiß: gewiß immer so! Erst später, wenn die Kinder größer sind, wird der Perspektivwechsel interessant, kann man das Pferd mal so, mal andersherum aufzäumen, beginnt das Immergleiche zu langweilen, greifen sie aus.

Es ist so: Ellen Kositzka liest fast nichts ein zweites, drittes, nie irgendetwas ein zehntes Mal, es sei denn, sie muß sich vergewissern, ob sie sich an eine Passage richtig erinnert, auf die sie sich beziehen will. Wie Benedikt Kaiser gehört sie zu den Viellesern, die Unmengen an Büchern und Artikeln durchgehen und verarbeiten können. Das bedeutet nicht zugleich, daß die beiden Bücher nicht genießen könnten – hier wie dort steht die Belletristik hoch im Kurs. Aber eines tun sie nicht: den Genuß wiederholen, Bücher oder auch nur Stellen aufsuchen wie einen Kräutergarten oder einen Medizinschrank. Oder wie ein Gebet.

Ich selbst lese manche Bücher oder Passagen aus Büchern wie Heilsud, wie Formeln, liturgisch, auf Wirkung. Sie wirken wie Musikstücke oder wie der Besuch eines Gottesdienstes, in dem noch liturgische Treue herrscht. Ein Beispiel: In Jochen Kleppers *Der Vater* kehrt der Soldatenkönig nach einer erschütternden Fahrt durch die Provinz Ostpreußen zurück an den Hof – und schiebt mit seinen Händen die gerade in Mode gekommenen Tabaksdosen zusammen. Man könne damit ganze Dörfer retten, sagt er in die Gesellschaft hinein. Dort oben in der ferneren Provinz sei nämlich gerade der Hunger in Mode gekommen.

Ich muß das alle paar Monate einmal lesen. Ebenso Stellen von Ernst Jünger, von Erhart Kästner, von Gottfried Benn, Hans Bergel, Christoph Ransmayr, Franz Werfel, Wolf v. Niebelschütz, Horst Lange, Knut Hamsun. In der wiederholten Lektüre steckt Vergewissung, also: Gewißheit. Davon war oben bei den Kindern schon die Rede. Daher zwei Behauptungen: Die Wiederholt-Leser sind kindlicher als die anderen, und sie können mit Lyrik, der Wiederholung als Gebilde, etwas anfangen. Sie wohnen in den Büchern und Gebilden, sie streifen weniger umher. (GK)



Lektüre nach einem Luftangriff auf London, um 1940.

Überflüssige Lektüre

Wenn Rolf Peter Sieferle zu einer »unterscheidenden« Lektüre im Sinne einer inhaltlich differenzierenden, unvoreingenommenen und geistig flexiblen Lektüre rät, muß diese *ideelle* Ebene um eine *praktische* ergänzt werden. Denn es gibt auch die Tendenz, sich in der Sturzflut des Gedruckten zu verlieren, ja auf Systematik und Erkenntnisbausteine mangels »effektivem Zeitmanagement« zu verzichten. Das heißt heruntergebrochen auf eigene Lektürewege: Interessiert man sich für ein Thema, für einen Autor, für eine Denkfamilie, dann bietet es sich an, einen Lektüreplan zu erstellen, der den Blick für das Wesentliche schärft und nicht auf einer pedantischen Vollständigkeit um der Vollständigkeit willen basiert. Das Ziel eines solchen Plans kann es beispielsweise sein, die Quintessenz eines Denkers anhand von zwei, drei Schlüsselwerken und anhand ein, zwei konziser Einführungen herauszuschälen. Von diesen Lektüren ausgehend, kann dann – sofern weiter angebracht und zweckmäßig – systematisch zu weiteren darin angezeigten Titeln übergegangen werden. Dieses auf Fach- und Sachbücher zugeschnittene planorientierte Lesen gilt freilich weniger für die Sphäre der Belletristik, doch ist die Zeitfrage bei *jeder* Form der Lektüre und für jeden, der über keinen Privatier-Status verfügt, eine essentielle. Daher empfiehlt sich ein geschärfter Blick für das Wesentliche, der über die Jahre hinweg nur durch eigene Empirien antrainiert und modifiziert werden kann: ein Blick,

der überflüssige Lektüre als solche erkennt und umgeht, damit Lesestunden fruchtbar bleiben und nicht buchhalterisch werden. (BK)

Überflüssige Bücher

Wer sich eine Bibliothek aufbaut, wird in den meisten Fällen irgendwann vor einem Platzproblem stehen. Jedes gelesene und noch zu lesende Buch zu behalten, wird dann unmöglich, wenn ständig Neuerwerbungen hinzukommen, die auch einen Platz erhalten sollen. Als pietätvoller Bücher-Liebhaber wird man zunächst beginnen, neue Regale aufzustellen, um der Bücherstapel, die sich überall auftürmen, Herr zu werden. Aber auch dann kommt irgendwann der Moment, in dem man sich von Büchern trennen muß. Zugegeben, für einen manischen Sammler kommt das nicht in Frage, aber für alle, die trotz Sammelleidenschaft ein pragmatisches Verhältnis zum Buch behalten haben. Wie geht man vor? Ein radikaler Schritt kann sein, alles zu entfernen, was man nie wieder in die Hand nehmen wird (was aber unweigerlich dazu führt, daß man bald eines der Bücher vermißt). Das sind Tagesliteratur und Sachbücher mit Verfallsdatum, wohingegen die Klassiker bleiben (sollten). Interessengebiete, die einen in der Vergangenheit bewegt haben, kann man abgeben, manchmal auch Bücher, die im Fall des Vermissens leicht wiederzubeschaffen sind. Darunter fallen solche, die man in Zeiten der Lesewut, vor allem in jungen Jahren, angehäuft hat.

Wie auch immer man die Sichtung durchführt: Am Ende stellt sich die Frage, was man mit den ausgesonderten Beständen macht. Man kann jemandem damit eine Freunde machen (oder ihn belasten!), man kann sie (was recht mühsam ist und sich nur bei halbwegs wertvollen oder aktuellen Büchern lohnt) verkaufen – für den traurigen Rest, für den es partout keine Anschlußverwendung gibt, bleibt dann nur die Papiertonne, was angesichts des Massenausstoßes an Einweg-Taschenbüchern und Schund nicht so unmoralisch ist, wie es vielleicht klingen mag. (EL)

Antiquariat

In Zeiten, in denen nicht nur Kinderbücher (die »Neger« in Michael Endes *Jim Knopf* oder Astrid Lindgrens *Pippi in Taka-Tuka-Land* sind inzwischen Legende) umgeschrieben, geglättet herausgegeben oder mit historisch-kritischem Apparat versehen dem Leser zur betreuten Lektüre überhändigt werden, tut es mitunter Not, die Originale in die Finger zu kriegen. Schnell ist das Online-Antiquariat gefunden, doch oftmals übersteigt das Porto den Kaufpreis oder schlägt doch ärgerlich zu Buche.

Außerdem ist der Antiquariatsbesuch Ehrensache: früher, also vor der Zeit von ZVAB und Ebay, war es Pflicht, in jeder Stadt Antiquariate aufzusuchen und nach dem zu stöbern, was man schon seit langem suchte. Wenn man noch unkundig ist (ich fiel einmal als Schülerin in Eisenach in ein winziges Antiquariat ein und kaufte alles, was ich bezahlen konnte – als DDR-Ausgaben: das meiste – und was mir aus dem Deutschunterricht vage bekannt war, von Heine bis Huysmans), verfare man genau so: hingehen, stöbern, stapeln, raustragen. Notfalls (Telephonjoker!) jemanden anrufen, der sich mit alten Büchern bestens auskennt. Es könnte überdies von Nutzen sein, seine eigene Autoren- und Titelliste im Portemonnaie klein gefaltet mit sich zu tragen. Vielleicht gerät man ja wegen Schneeregen, Wartezeit oder als Passant (paßt doch vortrefflich zum Antiquariatsbesuch: »Passant« zu sein ...) unversehens in eine Schatzkammer am Wegesrand.

Antiquarische Zufalls- und Endlichfunde, egal ob monetär oder ideell wertvoll, beglücken uns Konservative tief. Denn es ist ja nicht allein der erhaltene Text, sondern die (Erst-)Ausgabe, die altmodische Optik, der aufwendige Satz, nicht zuletzt auch der Wohlgeruch. Stinkige Bücher sind aufgrund von billigem säurehaltigem Papier oder Schimmel bereits im Verfall begriffen: Nur nehmen, wenn selten oder ganz dringend auf der Stelle benötigt! Zu guter Letzt: die Rücken antiquarischer Bücher sind niemals häßlich bunt. Außer im »modernen Antiquariat«, worauf der Zugriff aber auch mitunter lohnt, denn die Verramschungsmühlen mahlen mit zunehmender Geschwindigkeit, und Konservative erfreuen sich besonders an Ladenhütern, die der Buchhändler nicht kennt. Auf Erhard Kästners *Studentrommel* klebte kürzlich: »3 €«. Wie schön ist doch eine eigene Bibliothek,

umfasse sie auch nur ein Regal, deren Anblick man jeden Tag genießen kann. (CS)

Altbestände übernehmen

Fremde Bibliotheken können sowohl Fluch als auch Segen sein. Das Umschauen in einer anderen privaten Bibliothek mit ähnlichen Interessenschwerpunkten wird oft belohnt, weil man Dinge entdeckt, von deren Existenz man noch nicht einmal etwas ahnte, oder weil man Gelegenheit bekommt, ein wertvolles Buch, von dem man schon einmal gehört hat, in die Hand zu nehmen und darin zu blättern. Die Lage ändert sich in dem Moment, wenn man eine fremde Bibliothek oder zumindest Teile davon geschenkt bekommt. Dann muß man sich dazu anders als nur genießend verhalten. Die Gründe, die einen in diese Lage bringen, sind unterschiedlich: der Tod des Besitzers, ein Umzug macht eine Verkleinerung nötig, manch einer möchte auch einfach jemandem eine Freude machen. Alles ist schon vorgekommen. Am schönsten ist es allerdings, wenn man sich aus einer umfangreichen Bibliothek eines echten Sammlers, der einem auf dem gemeinsamen Gebiet weit voraus war, aussuchen darf, was man möchte. Das Problem ist dann eher, aus der Fülle in kurzer Zeit herauszufischen, was einen so interessiert, daß man es besitzen möchte. In anderen Fällen steht man vor einem Haufen Bücherkisten, von dem man das behält, was einem nützlich und aufhebenswert erscheint. Oftmals nimmt oder behält man aber mehr als man braucht und wird sich von einigen Eroberungen wieder trennen (und versuchen, diese Altbestände an einen anderen weiterzugeben). Ein Grundproblem bleibt die organische Integration fremder Altbestände, die lange Fremdkörper der eigenen Bibliothek bleiben können, weil man sie nicht selbst gesammelt hat. Fremde Bibliotheken können einen auch in verschiedener Hinsicht, durch Umfang oder Qualität, überfordern, so daß diese Integration nie gelingt. Altbestände, die wie fehlende Puzzleile in die eigene Sammlung passen, sind ein seltener Glücksfall. (EL)

Vorlesen

In unserem Haushalt ist die Vorleserei essentiell. Jeden Abend lesen Mutter/Vater den Kindern vor (seit 22 Jahren), und bei Autoreisen liest ein Mitfahrer dem Fahrer vor. Ich vermute, wir (die Großen wie die Kleinen) wären völlig andere Leute, wenn wir unserem Nachwuchs nicht diese summa summarum wohl tausend Stunden vorgelesen hätten. Caroline Sommerfeld hat es in unserem Buch *Vorlesen* (Antaios, 2019) beschrieben: In den Vorlesevorgang »schiebt sich das gutgewählte Buch, das die Beteiligten aber nicht voneinander entfernt, sondern einander näherbringt, eben vermittelt (lat. Medium heißt Mittleres, Vermittelndes). Kinder, die zwischen virtueller Bildschirmwelt und echter Lebenswelt switchen, habe beim Vorlesen die Chance, von beidem das Wesentliche zu erfahren. Bücher

sind zweifellos genauso künstliche Lebenswelten wie Bildschirmmedien, eben abstrakte Speicherorte für Wissen und Bilder. Lesen ist nicht Leben. Doch es speichert Leben, bewahrt Erfahrungen auf. Wenn nun Erwachsene dieses archivierte Leben aufschlüsseln, indem sie dem Kind vorlesen, stecken sie eigene Mühe und Kraft hinein, eigenen Atem und eigene Stimme. Das ist real, leiblich und spürbar, mit Glück hängen einem die Kinder an den Lippen.«

Die große britische Schriftstellerin Joan Aiken (1924–2004) schrieb einmal apodiktisch: Wer nicht bereit sei, seinem Sprössling mindestens eine Stunde am Tag vorzulesen, habe es nicht verdient, überhaupt einen zu haben. Ist so! Schwer zu bewerkstelligen in Zeiten, wo die Kinder vor allem *quality time* genießen sollen? Wo der Mutter aufgrund von Mehrfachbelastung nur wenig Zeit »für's Eingemachte« bleibt? Dann bitte: Setzt andere Prioritäten! (EK)

Lesekreis

Die inhaltliche Notwendigkeit eines Lesekreises ergibt sich aus jenem zeitlosen Diktum Dominique Venners (aus: *Für eine positive Kritik*), wonach zu viele Aktive »ihre gemeinsamen Vorläufer und Vordenker« nicht kennen, weshalb sich – bereits definierte – Begriffe verwirren und vermeidbare Unklarheiten entstünden. Diese Mangelsituation zu überwinden, ist Mahnung und Auftrag zugleich; Abhilfe schaffen soll die gemeinsame Lektüre ebenjener Vorläufer und Vordenker. Man muß in Erinnerung rufen, welche Wege durch die, die vor uns wirkten, eingeschlagen, erkämpft, erklärt, verworfen worden sind. Aufbauend auf diesem Fundament – dem zu erarbeitenden ideenpolitischen Gedächtnis – sollte dann auf der Höhe der Zeit weitergedacht werden.

Die praktische Notwendigkeit eines Lesekreises tritt hinzu, und möglicherweise kennt man vergleichbare Konstellationen aus dem Privatleben: Das Vorhaben, regelmäßig Sport zu treiben, funktioniert besser, wenn man eine gegenseitige »Terminkontrolle« einerseits und wechselseitige Freude andererseits verspürt, als wenn man seine Terminfindung und Zeit selbst frei gestalten (und damit: vertun) kann. Das gemeinsame Lesen verschafft Freude und Verantwortung zugleich: Man will nicht hinterherhinken, man will mit Weggefährten Erkenntnisse teilen oder Streitfragen klären.

Der Weg zu dieser Ausdifferenzierung von Positionen durch Lektüreerfahrungen kann unterschiedlich gestaltet sein: Man liest gemeinsam in einem festgesetzten Zeitrahmen einen Titel – und dann wird in der Gruppe debattiert, weil jeder subjektive Leseerfahrungen machen wird und sich ergänzende und korrigierende Zugänge anbieten. Oder jeder liest individuell ausgewählte Werke und bilanziert für die anderen Teilnehmer ihre Essenz, muß also referieren und auf (kritische, neugierige) Nachfragen reagieren. Eine weitere Option zur Verfeinerung eines solchen Kreises wäre ein Punktesystem: Man entwickelt einen Modus, in dem Lektürefleiß und

Erkenntnisinteresse trotz alltäglicher Verpflichtungen belohnt, Müßiggang und Vergeßlichkeit hingegen – auf spielerische Art – gerügt werden.

Ein Lesekreis kann verschiedenartig ausgestaltet werden, je nach beteiligten Charaktertypen und Alterskohorten. Konstruktives Lesen muß fordernd und beglückend zugleich sein – ein Lesekreis, der auf Freundschaften aufbaut oder solche entstehen läßt, ist hierfür der adäquate, gemeinschaftsfördernde Rahmen. (BK)

Belletristik lesen

Im platonischen Dreiklang vom »Wahren, Schönen, Guten« kommt in unserem politischen Lager regelmäßig das Schöne zu kurz. Wie traurig! Es mag unseren vielbeklagten »Zeiten« geschuldet sein, daß auf der rechten Seite so wenig Zeit und Muße ist für Theater, Oper, schöne Kunst! Echte Literatur! Ohne Forschungsinteresse, ohne »siehste mal!«, ohne »Best practice« und ohne die »zehn Wege, um XY zu erreichen«! Wer mag sich heute schon lesend verspielen? Im heutigen politischen Betrieb mangelt es mit großer Sicherheit an Leuten, die »belesen« sind im herkömmlichen Sinne. Das ist kein Luxusproblem. Es war auch nicht »schon immer« so. Nicht immer wurde Politik von schnöden Apparatschicks betrieben.

Wozu aber überhaupt sich an Belletristik wagen? Oh, es ist ein Reichtum, nicht nur an Bildung: Die Phantasie wird geweckt, die Beobachtungsgabe geschärft. Nicht von ungefähr pflegen wir in dieser Zeitschrift eine Belletristikspalte, hält Antaios einen »Bücherschrank« mit lesenswerter schöner Literatur vor, stelle ich mit Susanne Dagen auf unserem YouTube-Kanal »Aufgeblättert, zugeschlagen. Mit Rechten lesen« regelmäßig neue Romane vor. Gegen jeden Kulturpessimismus gesprochen: Die zeitgenössische Romanwelt wird von echten Künstlern bespielt. Nehmen wir nur Martin Mosebach, Brigitte Kronauer, Sherko Fatah, Jonas Lüscher, Eva Menasse, Norbert Gstrein, Terezia Mora, Marion Poschmann, Steffen Kopetzky, Michael Köhlmeier, Uwe Tellkamp, Christoph Ransmayr, Monika Maron, Eugen Ruge ... und kein Ende!

Wie schrieb Goethe? »Es gibt dreierlei Arten Leser; eine, die ohne Urteile genießt, eine dritte, die ohne zu genießen urteilt, die mittlere, die genießend urteilt und urteilend genießt; diese reproduziert eigentlich ein Kunstwerk aufs neue. Die Mitglieder dieser Klasse sind nicht zahlreich.« Brauchen wir nun gerade diesen Leser, diesen Kunstwerkreproduzierer? Ich glaube: ja. Wie sagte Angela Merkel, die Physikerin ohne belletristischen Weitblick im April 2019: »Es war ein großer Erfolg, daß der Global Compact für Flüchtlinge im vergangenen Jahr mit überwältigender Mehrheit angenommen wurde.« – »Er sagte immer Agamemnon statt angenommen, so sehr hatte er den Homer gelesen«, konterte ein anderer Physiker, nämlich der große Georg Christoph Lichtenberg, schon 250 Jahre vor Merkel über den Typus des belesenen Politikers. Das wäre doch mal was. (EK)

Karl Graf Stauffenberg – »Nicht gut genug für die Zigarre.«

von Dirk Alt

Eine überfüllte Gaststätte in Walsrode im niedersächsischen Heidekreis am Abend des 19. November 2019. Unter der Schirmherrschaft der Friedrich-Naumann-Stiftung findet ein von Christoph Giesa moderierter Vortrags- und Diskussionsabend statt, in dessen Mittelpunkt Karl Schenk Graf von Stauffenberg steht, der Enkel des Claus Schenk Graf von Stauffenberg. Das Thema des Abends lautet: »Radikal vs. extrem. Wie viel ›radikal‹ muß eine Demokratie ertragen?« – In Wahrheit ist dies eine Frage, die niemand ernstlich zu stellen beabsichtigt. Schon die Grußworte lassen ahnen, was sich gleich darauf bestätigt: Die Veranstaltung dient der Anprangerung des politischen Feindes, der AfD, der man sich zunächst mittels dämonisierender Umschreibungen annähert, als fürchte man, sie könne andernfalls plötzlich Gestalt annehmen.

Daß sich diese Furcht als grundlos erweist, ist auch auf die Zusammensetzung des zahlreich erschienen Publikums zurückzuführen: Ausschließlich aus Autochthonen und überwiegend aus Rentnern bestehend, repräsentiert es eine Klientel mit bildungsbürgerlich-liberalem Selbstverständnis – offenkundig angezogen von der Hoffnung auf eine quasi überzeitliche moralische Autorität, die sie mit dem Namen Stauffenberg verbindet. Diese Hoffnung zerrinnen zu sehen, bereitet einem nur dann ein ungetrübtes Vergnügen, wenn man in der unfreiwilligen Demonstration genealogischen Niedergangs nicht zugleich auch ein Menetekel für die Gesamtheit unseres Volkes sieht. Und das ist es zweifellos: Denn wer an diesem Abend Referent Stauffenberg und Moderator Giesa nebeneinander sitzen sieht, kann sich des Eindrucks einer beklemmenden physiognomischen Verwandtschaft beider kaum entziehen. Sie teilen die gleiche Blässe und Weichheit, das Mausartige des Erscheinungsbildes, dem einzig der Bart Kontur verleiht.

Beide sind zudem miserable Redner. Stauffenberg, der seine Facebook-Leserschaft im Vorfeld der Veranstaltung wissen läßt: »Heute volle Hütte in Walsrode, ich bin aufgeregt«, kann über diese Schwäche dank einstudierter Ansprache zunächst noch einigermaßen hinwegtäuschen. Seine Vorstellung ist steckbriefartig: Alter, Schuhgröße, »leicht übergewichtig«. Die-

ser und weitere Anbiederungsversuche, die der gelernte Hotelfachmann beim Publikum unternimmt, können weder über die Dürftigkeit seiner Botschaft noch über seinen Mangel an historischen Kenntnissen hinwegtäuschen. Über die Ereignisse des 20. Juli ist von ihm wenig mehr zu erfahren, als daß er lange Gespräche mit seiner Großmutter geführt habe, die seinen Großvater »gut gekannt« hätte. Darauf, ob der heute ein Demokrat wäre, will sich Stauffenberg, wie von der selbst aufgeworfenen Frage verunsichert, nicht festlegen. Gleichwohl, und das ist neben allerlei staatsbürgerlicher Phraseologie seine zentrale Aussage, empört ihn die Aneignung des Begriffs *Widerstand* durch die Rechte, denn Widerstand könne man nur in einem Unrechtsstaat leisten. Da zittert seine Stimme, ob vor Empörung oder Nervosität, ein wenig.

Auch das paßt ins Bild, denn Schwäche gehört zum Markenkern dieses Typus'. Warum sonst sollte er auf den ausgelegten Handzetteln auf seine Vergewaltigung durch zwei Männer und daraus folgende Depressionen hinweisen, wenn dies für das Thema keinerlei Rolle spielt? Führt man sich darüber hinaus die Tätigkeiten vor Augen, die er auf seiner Netzseite für nennenswert hält – Geschäftsführung der »Gräflichen Eventmanufaktur Stauffenberg«, Gründung des Vereins »Mittendrin statt extrem daneben«, FDP-Kreisvorsitz im unterfränkischen Irmelshausen –, und sieht ihn dort, auf der Netzseite, in ernster Einkehr an der Büste des Großvaters oder in gräflicher Pose mit angeleiteten Jagdhunden vor Schloßkulisse, so liegt der Verdacht nahe, dieser Mann nähre sich von seinem Familiennamen wie ein Aasfresser.

Ein Buch hat er auch geschrieben – mit professioneller Hilfe, versteht sich. Es erscheint am Tag nach der Veranstaltung, und wird schon mal beworben. *Aus Verantwortung. Was der moderne Liberalismus mit dem 20. Juli 1944 zu tun hat* (Hamburg: Lau-Verlag 2019) fällt in die Sparte jener Bekenntnisliteratur mit Visitenkarten-Charakter, deren Verbreitung in umgekehrtem Verhältnis zur Zahl ihrer tatsächlichen Leser steht, und beinhaltet ein entweder binnen eines Nachmittages oder per Email geführtes Interview Stauffenbergs durch den Journalisten und Wulff-Biographen Armin Fuhrer (Co-Her-

ausgeber von *AfD – Bekämpfen oder ignorieren? Intelligente Argumente von 14 Demokraten*, 2016).

Dieser Stichwortgeber läßt Stauffenberg viel Raum, ein Potpourri schablonierter Gedanken auszubreiten, deren Redundanz, intellektuelle Armut und unfreiwillige Komik den Leser mitunter sprachlos machen. Daß er Versuche unterläßt, seine Stellungnahmen mit zitierfähigen Fakten zu stützen, mag mit einer allgemeinen Gedächtnis- oder Zahlenschwäche zusammenhängen: Während er das personelle Netzwerk der Verschwörer des 20. Juli in seinem Buch unter Berufung auf die Schriftenreihe der Gedenkstätte Deutscher Widerstand auf »eine vierstellige Zahl« schätzt (S. 83), spricht er in Walsrode von »vierhundert«. Allerdings geht sein Defizit an gedanklicher und sprachlicher Präzision über derlei Verwechslungen hinaus. Der synonyme Gebrauch von »radikal« und »extrem(istisch)« führt beispielsweise zu interessanten Effekten: So wird die AfD auf S. 78 noch als »rechtsextreme, neonazistische Partei« angesprochen und Björn Höcke vorgeworfen, »die Demokratie abschaffen und eine Nazi-Diktatur errichten« zu wollen. Nur sechs Seiten weiter nennt Stauffenberg Höcke dann auf einmal Seite an Seite mit dem Juso-Vorsitzenden Kevin Kühnert im Zusammenhang mit »krude(n) rechts- oder linksradikale(n) Thesen«. Das gleiche Phänomen tritt zu Tage, wenn Stauffenberg die CSU kritisiert, »die keine Menschen aus anderen Kulturkreisen in Deutschland wie Muslime oder Hindus haben und daher Menschen aus anderen europäischen Ländern wie den Balkan-Staaten herlocken möchte« (S. 118), oder wenn, verblüffend wertfrei, von »christliche(n) Organisationen oder Pegidas« die Rede ist, »die sich gegen den Islam oder den Islamismus engagieren« (S. 119). Ein letztes Beispiel: Stauffenberg legt großen Wert auf die Feststellung, daß wir »ein sehr erfolgreiches Grundgesetz haben« und »in einer gut funktionierenden Demokratie« leben (S. 75). Den Lesern jedoch, die hier zustimmend nicken, muß auf S. 102 angst und bange werden, denn dort fordert er, wir müßten »anfangen, eine Politik zu entwickeln, aus der die Wahrheit spricht. Mir kommt die Politik der vergangenen 70 Jahre seit der Gründung der Bundesrepublik, und da nehme ich die FDP überhaupt nicht aus, so vor, als sei sie beständig in genau die falsche Richtung gelaufen.« – Hört, hört!

Ähnlich amüsan lesen sich Passagen, in denen Stauffenberg Einblicke in seine Jugend und das damalige familiäre Umfeld gewährt: »Es mag komisch für andere klingen, aber für mich war das immer völlig normal, auf einem Schloss zu leben.« (S. 24) Von langen Gesprächen mit der Großmutter steht im Buch übrigens nichts zu lesen. Stattdessen ergibt sich der Eindruck, daß Nina Schenk Gräfin von Stauffenberg mit ihrem Enkel nichts anzufangen wußte und daß eine bleibende Fremdheit beider Verhältnis prägte: »Als Kinder hatten wir eher Angst vor ihr. Sie war einerseits eine sehr autoritäre Person, ande-

rerseits völlig unemotional. (...) Man hatte bei ihr oft das Gefühl, man störe sie.« (S. 39) »Sie hatte ihr Weltbild, und ich paßte da mit meinen langen Haaren eben nicht rein.« (S. 43) Im höchsten Maße aufschlußreich erscheint die folgende freimütig preisgegebene Anekdote: Am Abend eines Familienfestes raucht der 20jährige Enkel mit der Großmutter Zigarren, die sich für sein Empfinden jedoch als alt und ungenießbar herausstellen, sodaß er die seine nach einem Zug ausdrückt. »Die ist nicht gut«, sagte ich zu ihr. Ihre Antwort lautete: »Doch, die Zigarre ist gut, aber du bist nicht gut genug für die Zigarre.« (S. 43)

Im Lichte solcher, sich im Laufe von Stauffenbergs Biographie musterartig wiederholender Kränkungen komplettiert sich das Bild eines



gänzlich talentlosen, mit Komplexen beladenen Charakters, dessen einzige politische Waffe das Gewicht der Leere ist, die er verbreitet. Deren Wirksamkeit wiederum hängt vom sozialen Rahmen, vom Anpassungsdruck ab. Das Publikum in Walsrode jedenfalls zerfällt in drei Gruppen: eine, die sich in ihrem Bekenntniseifer gegen den Feind zu überbieten sucht (und unter anderem fordert, AfD-wählenden Bundeswehrangehörigen das Wahlrecht abzuerkennen), eine zweite, die den Referenten mit historischen Nachfragen überfordert, und eine dritte, die schweigt, konsterniert vor sich hinstarrt oder die Veranstaltung vorzeitig verläßt. Nur wenige Male brandet ein verhaltenes Raunen gegen die Gesprächsblase, die Stauffenberg und Moderator Giesa wie eine schützende Haut umschließt. An die Adresse der dritten Gruppe ist möglicherweise jener beschwichtigend klingende Satz gerichtet, den der Graf und Eventmanager auch in seinem Buch (S. 72) fallenläßt: »Politiker sind auch nur Menschen.« – Ganz recht, und manche sind einfach nicht gut genug für die Zigarre. ■

Ökologische Beleuchtungen (3): Lektüre-Plan

von Jonas Schick

Stöbert man nach »ökologischer« Literatur, so erschlägt einen die schiere Masse an Publikationen in den ersten Sekunden der Suche. Besonders in einer klimabewegten Zeit will das schlechte ökologische Gewissen des Volkes auf der einen Seite gefüttert und auf der anderen gelindert werden. Ein Blick auf das Programm des auf Öko-Literatur spezialisierten Oekom-Verlags führt einem dabei die Bandbreite an schriftlichen Erzeugnissen in diesem Bereich vor Augen: Während oberflächliche Wohlfühlratgeber wie *Besser leben ohne Plastik* oder *Going Green – Warum man nicht perfekt sein muss, um das Klima zu schützen* die Netzseite des Verlags dominieren, findet sich in den entlegenen Ecken Tiefer-schürfendes wie beispielsweise *Nachhaltigkeit als Verantwortungsprinzip – Carlowitz weiterdenken* oder den Heimatschutz betreffend *Quo vadis Konservierungswissenschaften?*. Alles in allem überwiegt jedoch das Zeitgeistige: Titel à la *Caring Masculinities? Männlichkeiten in der Transformation kapitalistischer Wachstumsgesellschaften* sprechen Bände.

Bei diesem Überangebot an Lektürenebelkerzen fällt es schwer, zum Wesentlichen, an die *radix* des ökologischen Denkens vorzudringen. Um dieses aus dem Wust des Belanglosen herauszuschälen, empfehlen sich indes zwei Zugänge: Entweder man nähert sich historisch-chronologisch und beginnt mit den die Ökologie konstituierenden Klassikern – oder man stößt problemorientiert auf das Feld vor. Erstere Vorgehensweise konfrontiert einen umgehend mit der Tatsache, daß die Ökologie in ihren Anfängen eine Hochburg des Konservatismus darstellte, die erst Ende der 1970er bis Anfang der 1980er von der Linken gekapert wurde. Als einer ihrer Gründerväter kann ohne Frage der Komponist und Professor an der Berliner Hochschule für Musik Ernst Rudorff gelten, der mit seinem 1880 erschienenen Aufsatz »Über das Verhältnis des modernen Lebens zur Natur« und seinem darauf folgenden, begriffsprägenden Buch *Heimatschutz* (1897), in denen er sich insbesondere gegen die Zerstörung der althergebrachten kleingliedrigen Landschaft wandte, wesentliche Stützpfiler der Ökologie setzte.

Keine drei Jahre nach dem Ersterscheinen des *Heimatschutzes* von Rudorff, veröffent-

lichte der Architekt Paul Schultze-Naumburg im Münchener *Kunstwart* eine Artikelreihe unter dem Titel »Kulturarbeiten«, in der er anhand reicher Bebilderung die Kultivierung der Natur durch den Menschen dokumentierte, dabei eine Verhäßlichung menschlichen Wirkens in der Landschaft konstatierte und gegen diese anscrieb: »Wer eine Vorstellung davon hat, was einem Menschen, der seine Heimat liebt und mit ganzem Herzen daran hängt, ein schöner Ort bedeutet, ja, daß er ihm durch seine Schönheit zur geweihten Stätte werden kann, der wird die dumpfe Unvernunft nicht begreifen, die mit plumpen Händen an Dinge tastet, die für das eigentliche Leben eines Volkes tausendmal mehr bedeuten als die paar Klafter Holz, die man da herausholen kann.«

Ökologie ist bei diesen Pionieren nicht nur auf den Artenschutz oder die Eindämmung von Schadstoffen begrenzt, sondern umfaßt außerdem die Denkmalpflege und den Schutz des Landschaftsbildes einschließlich der Ruinen. Durch die enge Zusammenarbeit Rudorffs und Schultze-Naumburgs kam es 1904 zur Gründung des »Deutschen Bundes Heimatschutz«.

Das konservative Nachdenken über die ökologischen Problemstellungen, die durch die fortschreitende Industrialisierung aufgeworfen wurden, feierte um die letzte Jahrhundertwende seine Hochzeit. Ein weiteres Erzeugnis dieser intensiven Schaffensphase bildete Ludwig Klages *Mensch und Erde*, in dem der Lebensphilosoph zur radikalen Anklage gegen die ökologischen Sünden der modernen Zivilisation anhebt: »Eine Verwüstungsorgie ohnegleichen hat die Menschheit ergriffen, die ›Zivilisation‹ trägt die Züge entfesselter Mordsucht.«

Ganz in dieser Tradition stand auch die erste wirkmächtige ökologische Wortmeldung der Nachkriegszeit, Friedrich Georg Jüngers *Perfektion der Technik* (1946). Jüngers zentrale These im Buch: Technik und Ausbeutung der Natur erzeugen keinen Reichtum, sondern zerstören den Überfluß der Natur. Die letzte gewichtige, ökologische Arbeit, die von konservativen Denklinien durchzogen war, markierte Herbert Gruhls *Ein Planet wird geplündert. Die Schreckensbilanz unserer Politik* (1975). Breit rezipiert, war es ein radikal-konservativer Weckruf, der



für eine fundamentale Abkehr von einer wachstumsfixierten Wirtschaft eintrat und die Notwendigkeit eines umfassenden Geisteswandels in der Gesellschaft erörterte. Derjenige, der es für »konservativ« oder »rechts« erachtet, was derzeit medial als unreflektierte Diesel-, SUV- und Fortschrittsapologie kursiert, wird durch diese Lektüre gegen entsprechende Denkweisen geimpft.

Ohnehin gilt: Wer sich an diesen sechs beispielhaft erwähnten Werken entlang arbeitet, wird einen umfassenden Einblick in die Umweltprobleme moderner Gesellschaften, in Ansätze zur Lösung der Umweltkrise sowie in die konservative Fortschritts- und Wachstumskritik erhalten, einen Einblick, der deutlich werden läßt, daß die Ökologie aus ungleich mehr als lediglich hysterischer Klimadebatte besteht.

Demgegenüber öffnet der zweite, problemorientierte Zugang die drei unweigerlich miteinander verwobenen Sphären »Ökonomie«, »Ökologie und »Soziales«. Denn nur zu oft entpuppen sich bei eingehender Beschäftigung die hinter ökonomischen und sozialen Fragestellungen stehenden Prozesse als solche, die zudem die Ökologie betreffen.

Aus dieser Erkenntnis heraus redete der deutsch-britische Volkswirt Ernst Friedrich Schumacher bereits 1971, noch vor Gruhls Abrechnung, in seinem Band *Small is Beautiful. Die Rückkehr zum menschlichen Maß* einer ökologisch ausgerichteten Ökonomie das Wort, die sich dem Paradigma des »Postwachstums« verschreibt – ein Ansatz, an den der zeitgenössische Volkswirt Niko Paech als ausgewiesener Postwachstum-Theoretiker anknüpft. In diesem Zusammenhang ist insbesondere seine Studie *Nachhaltiges Wirtschaften jenseits von Innovationsorientierung und Wachstum* (2005) hervorzuheben.

Ein Autor, der die Grenzen zwischen den drei Sphären auflöst und die Auswirkungen des menschlichen Wirtschaftens in all seinen Facetten auf Natur und soziale Organisationsformen sichtbar macht, ist der Universalgelehrte Rolf Peter Sieferle. Er gilt als einer der wichtigsten Vertreter umweltgeschichtlicher Forschung in Deutschland. Mit seiner formidablen Arbeit *Der unterirdische Wald. Energiekrise und industrielle Revolution* (1982), veränderte er den Blick auf die ansteigende Kohleförderung und -nutzung während der industriellen Revo-

lution. Hier formuliert Sieferle erstmals sein in späteren Werken wiederkehrendes Schema des Übergangs aus dem solaren Energiesystem der Agrargesellschaften hin zu den fossilen Energiequellen des Industriealters und beleuchtet die damit verbundene »kolossale Beschleunigung der Materialumsätze«. Seine darauffolgenden Bücher *Die Krise der menschlichen Natur. Zur Geschichte eines Konzepts* (1989) und *Bevölkerungswachstum und Naturhaushalt. Studien zur Naturtheorie der klassischen Ökonomie* (1990), schärfen noch einmal den Blick für die durch die Moderne induzierte Umweltkrise, die das den »Westen« charakterisierende expansive Industriesystem ausdrücklich in Frage stellt – Sieferle ist zweifelsohne ein für den ökologischen Bücherschrank unverzichtbarer Autor.

Neben Sieferle ist ferner der deutsche Historiker Joachim Radkau zu nennen, der mit seinem umweltgeschichtlichen Werk *Natur und Macht. Eine Weltgeschichte der Umwelt* (2000) eine wesentliche in das Feld einführende Arbeit vorlegte. Darin spannt Radkau nach einer Reflexion über die »Umweltgeschichte« als eigenständige Fachrichtung von der ersten Nutzung des Feuers bis zur Globalisierung einen weiten geschichtlichen Bogen, der aus umwelthistorischer Perspektive seziert wird. Als letzter Literaturhinweis muß ein englisches Buch erhalten, um das bei einer ökologischen Lektüre kein Weg vorbeiführt: Fred Cottrells *Energy and Society*. 1955 erschienen, wies es akribisch nach, inwieweit verschiedene Niveaus von Energieflüssen notwendig sind, um bestimmte Formen sozialer Systeme aufrechtzuerhalten oder zu verändern. Cottrell kommt zum Ende seiner die modernen Industriegesellschaften betreffenden Analyse zu einem grundlegend pessimistischen Schluß: »Die meisten Menschen im ›Westen‹ sind von der Idee durchdrungen, daß die endgültige Perfektion eintreten wird, wenn sie nur den richtigen Gedanken anhängen und nach diesen handeln.« Jedoch machen die real existierenden Gegebenheiten deutlich, »daß der Mensch als irdisches Wesen nicht dazu in der Lage ist, die Grenzen, die ihm von der Natur (...) auferlegt werden, abzuschütteln«.

Ein Kerngedanke, der alle angeführten Autoren miteinander verbindet: es zeigt sich, daß eine ökologische Sicht auf die Dinge gegen die utopischen Verheißungen progressiver Ideologie impft. ■

Alternativweltgeschichte oder Was wäre wenn?

von Konrad Markwart Weiß

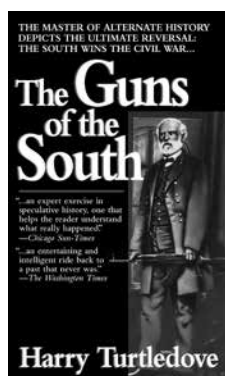
»... jeglichen Traum vom Ruhme aufgebend, selbst den der Eroberung Italiens, von dem sein Bewusstsein erfüllt war, verirrte sich seine Vorstellungskraft zu mehreren Versuchen merkantiler Spekulation. Der Versand einer Kiste Bücher nach Basel war sein erster Anlauf und schlug fehl. Sogleich ersetzte er ihn durch einen weiteren, den er jedoch nicht verwirklichen konnte.« (Général Comte de Ségur, *Memoiren*)

Theodor Herzl stellt diese Sätze von Napoleons Weggefährten und Biographen seiner Erzählung *Der Unternehmer Buonaparte* (1900) voran; diesem wird sein Generalsrang nicht bestätigt, »überhaupt waren ihm die Burealeute aufsässig. Endlich reißt ihm der Geduldsfaden.« Er zieht »die Uniform aus und Adieu, Soldatenhandwerk!« Buonaparte erschafft das »Magazin des Weltalls«, wo alles zu bekommen ist, »was ein Mensch von der Wiege bis zur Bahre braucht«, setzt seine Brüder und Schwäger von Joseph bis Murat als Leiter von Provinzniederlassungen ein und steigt immer höher. »Doch seine Unternehmungen waren zu ausgedehnt, seine Kühnheit zu groß, seine Mithelfer zu schwach oder zu treulos«. Die Aristokraten, die diesem Bericht lauschen, resümieren angesichts der raschen Restauration: »Die Revolution hat kein Regierungstalent hervorgebracht. Ein einziger tüchtiger Mensch, der verwalten, befehlen, leiten konnte, hätte die Republik möglicherweise vor dem Untergang bewahrt.«

Der auf Thomas Morus' *Utopia* (1516) zurückgehende, aus dem altgriechischen *ou-topos* hergeleitete Begriff der Utopie, bezeichnet den Entwurf einer Gesellschaftsordnung, die, sinngemäß, an keinem Orte ist; Uchronie hingegen Ereignisse in einer Vergangenheit, die zu keiner Zeit war. Aber *was wäre wenn* – wenn die reale Geschichte sich ab einem und durch einen bestimmten Divergenzpunkt anders entwickelt hätte? Die folgenden Beispiele dieses überaus saftigen Genres sind bei entsprechender Neigung zum Gedankenspiel allesamt lesenswert; damit sie es auch dort bleiben, wo der Kitzel der Versuchsanordnung die literarische Qualität deutlich übersteigt, seien sie jeweils nur angerissen.

Winter 1865. Sorgenvoll korrespondiert Robert E. Lee mit Präsident Jefferson Davis, als Gewehr-

feuer ungewöhnlichen Klangs und ungewöhnlicher, bald unerhörter Kadenz an sein Ohr dringt. Ein Händler mit niederländischem Akzent trägt Lee bahnbrechende Gewehre an; deren Spottpreis legt außerökonomische Motive nahe, es scheint ihm nur an einem Sieg der Südstaaten gelegen – und an einer überharten Haltung gegenüber Schwarzen. Diesen auch nur irgendwo Gleichheit zuzugestehen, »hieß den Weg einzuschlagen, sie überall gleichzustellen«, warnt der Fremde immer wieder eindringlich. Als die Kampfhandlungen wieder aufgenommen werden, können die besser geführten und kampfkraftigeren Konföderierten der materiellen Überlegenheit der Nordstaaten nun auch eine höhere Feuerkraft entgegensetzen, stehen alsbald vor den Toren Washingtons und dann des Weißen Hauses, wo Lincoln einem Frieden zustimmen muß. Und dann nimmt Harry Turtledoves *The Guns of the South* (1992) erst so recht Fahrt auf und entschädigt mit seinem farbenprächtigen Panorama für die eine, aber entscheidende – und entschieden nicht uchronistische – Anleihe bei H. G. Wells ...



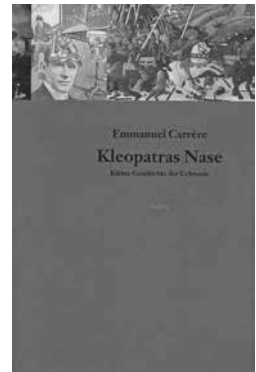
Als rare Ausnahme im sonst bitter- bis bittersten Genre kommt Hannes Steins *Der Komet* (2013) humorig einhergefliegen. Franz Ferdinand – »I bin doch net deppat, i fohr wieder z'haus« – verläßt Sarajewo rechtzeitig, beide Weltkriege entfallen, Österreich-Ungarn wird in eine Föderation von Kronländern umgewandelt. Die Hitlerei erscheint nur in den Alpträumen eines einzelnen Psychoanalyse-Patienten und Anne Frank, mit dem Literatur-Nobel-

preis ausgezeichnet, tritt häufig im Fernsehen auf. »Städte wie Wuppertal, Frankfurt und Bochum, die in ihrer Substanz seit einem Jahrhundert niemand angetastet hatte: Die schönsten Stadtlandschaften Europas waren jene im Deutschen Kaiserreich«. Die nonchalant geschriebene *Tour d'Horizon* durch ein imperiales Wien, nicht ohne Kenntnis, nicht ohne Fehler, gelingt dennoch, ohne daß »der Engel der Peinlichkeit durchs Zimmer geht« – anders als in Steins brotberuflicher Journalistenprosa und deren unumgänglichem Glanzstück, das er in der *Welt* nach der Wahnacht veröffentlichte: »Am Wahlabend nahm ich ein Beruhigungsmittel und legte mich in mein weiches New Yorker Bett. Früh um vier stand ich auf: ›Donald Trump next US-Präsident.‹ Ich schlich zurück ins Schlafzimmer, aber meine Frau wachte dennoch auf. Zwischen uns schlief friedlich unser drei Jahre alter Sohn. ›Donald Trump hat die Wahl gewonnen«, sagte ich leise. Meine Frau sagte nichts, dann fing sie an zu weinen. Ich nahm ihre Hand, so daß unsere Arme eine Art Brücke über unser Kind bildeten, dann weinte ich auch. ›Unser Sohn, unser Sohn«, sagte ich.«

Der schöngestige Major von Allmen überzeugt Conrad von Hötzendorf in Guido Morsellis *Licht am Ende des Tunnels* (1977), einen solchen vom Vinschgau ins Veltlin schlagen zu lassen; aus diesem brechen alsbald Lastwagen hervor, »so dicht hintereinander, daß sie wie ein Zug aussahen«, zu einem Blitzkrieg *avant la lettre*, aber bereits von Rommel geführt, rasen nach Süden, setzen das Gros des italienischen Oberkommandos gefangen und Italien schachmatt. Im Westen verfährt Ludendorff ähnlich, und Rathenau schließt einen maßvollen Frieden. Kurz durchbricht der Autor für ein Theoriegespräch mit dem Verleger – den er Zeit seines Lebens nie finden sollte – die vierte Wand: »Die Naht, mit der in der Erzählung die ›Alternativ-Vergangenheit‹ auf die tatsächliche Vergangenheit geheftet wurde, zeigt sich immer, wenn das Angemessene und Vernünftige an die Stelle des Unangemessenen und Unvernünftigen tritt«. Bald darauf holt Hindenburg zum Staatsstreich gegen Rathenaus »Sozialistische Vereinigung Westeuropas« aus.

Apropos: Die *Schweizer Sowjet Republik* des »grossen Eidgenossen Lenin, der, anstatt in einem plombierten Zug in das zerfallende, verstrahlte Russland zurückzukehren in der Schweiz geblieben war«, ist Schauplatz von Christian Krachts *Ich werde hier sein im Sonnenschein und im Schatten* (2008). »Es waren nun fast einhundert Jahre Krieg. Es war niemand mehr am Leben, der im Frieden geboren war«. Nachschub an Menschen kommt aus den ostafrikanischen Kolonien, das inneralpine *Réduit* aber ist »die eigentliche Stärke (...) der SSR. Die Alpen waren von Stollen durchzogen (...), hunderttausende Soldaten konnten sich zurückziehen ins Innere des Massivs«. Dorthin macht sich auch der Ich-Erzähler auf; unterwegs vergißt der Sohn deutscher Eltern Kracht nicht, beiläufig dem Vater-

land zu geben, was des Vaterlandes ist: Für die weitaus abstoßendste Szene des alldruckschweren Romans, durch dessen Schatten ohnehin kein Sonnenschein dringt, zeichnen in bundesbürgerlich-orthodoxer Literaturtradition Deutsche verantwortlich.

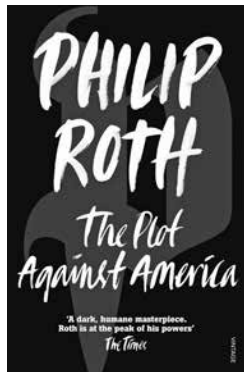
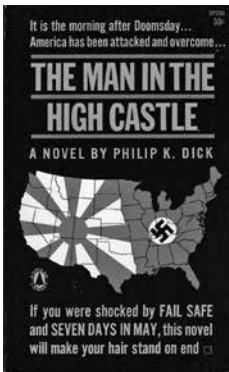


In die Literatur eingeführt wurde der Begriff Uchronie 1876 vom französischen Philosophen Renouvier durch sein gleichnamiges, sperriges Schlüssel- und Referenzwerk, dessen nutzbringende Lektüre solideste Kenntnis des *Imperium Romanum* erfordert. Hier setzt erst unter Commodus die unbarmherzige Verfolgung des Christentums ein, wirft es auf seine orientalische Ursprungsregion zurück, aus der es fanatisiert zu einem umgekehrten Kreuzzug auf Rom vorstößt, unterliegt, aber durch die von Germanien ausgehende Reformation allmählich, »der Hefe seiner Intoleranz beraubt ohne Widerstand in die europäische Welt eingeht«. Der Titel von Emmanuel Carrères *Die Nase der Kleopatra. Kleine Geschichte der Uchronie* (1986) wiederum geht auf ein Wort Pascals zurück, wonach dieses ästhetische Detail den Lauf der Geschichte verändert hätte; das Werk selbst ist nicht nur für diesen Absatz, sondern zum Verständnis der Gattung insgesamt grundlegend wie anregend, wenn Carrère etwa Oscar Wilde zitiert – wonach »eine Tat zu bereuen die Vergangenheit verändern bedeutet« – und »etwas von diesem Gedanken im christlichen Mysterium der Beichte« verortet.

In Wladimir Tendrjakows *Anschlag auf Visionen* (1987) sehen sich Wissenschaftler im Moskau der 70er Jahre ob ihres marxistischen Rüstzeugs zwar in der Lage, die Gesetzmäßigkeiten der Abfolge unterschiedlicher Gesellschaftsformen zu durchschauen, aber nicht jene partikularen der Übergangsepochen. In einer solchen wähen sie ihre eigene Gesellschaft und trachten, die Ursachen der vermeintlichen »Stagnation« zu ermitteln – die doch schon die Krankheit zum Tode war. Wie viele andere »Uchronisten« interessiert die Forscher dabei besonders die Frage der (Un)Ersetzbarkeit herausragender Persönlichkeiten, auch im Sinne einer *conditio sine qua non*. Nach seiner »Zerlegung« in einzelne Merkmale und deren Programmierung ist es soweit: »Jesus Christus in Gestalt eines Stapels dünner, mit Löchern übersäter Pappkar-

ten«. Nach Christi Tilgung aus dem Computerprogramm durch die Annahme einer Steinigung nach der Bergpredigt sind »sämtliche Spuren von dem Begründer des Christentums aus dem Maschinengedächtnis gelöscht« – aber dann: »Jesus, den wir getötet hatten, war auf-erstanden, die phantastischste aller Legenden der Evangelien wurde von der nüchternen Maschine wiederholt«.

Apropos Sowjetunion: George Orwells *1984* – zunächst als Dystopie ein Zweig der Utopie, ab dem namensgebenden Jahr Uchronie und allmählich Gegenwartsliteratur, zumindest hinsichtlich seiner Umdeutung von Begriffen in ihr schieres Gegenteil gerade in der BRD – beschreibt auch die kommunistische Praxis der Retusche von Fotografien, mit der die Vergangenheit *realiter* alternativweltgeschichtlich umgewandelt wurde; das Genre selbst findet denn auch in der Welt der Bilder reichen Niederschlag: So besteht in Frankreich – wo teils außerordentlich gehaltvolle Bildergeschichten für Erwachsene, denen man mit dem Begriff *Comic* grobes Unrecht täte, hoch im Kurs stehen – die vielbändige Serie *Jour J*, zu Deutsch in etwa »Tag X«, mit Bezugnahme auf den uchronistischen Divergenzpunkt.



Auch Hollywood greift entsprechende Stoffe immer wieder auf, insbesondere nach Vorlagen eines seiner liebsten Stichwortgeber, Philip K. Dick. Die Verfilmung von dessen Klassiker *The Man in the High Castle* (1962) schlug bereits vor Erscheinen hohe Wellen, da die begleitende Werbekampagne mit der Ästhetik des imperialen Japan und des Dritten Reiches kokettierte und alsbald zurückgezogen werden mußte. Schon die Widmung dieses wohl bekanntesten alternativweltgeschichtlichen Werkes überhaupt ist bemerkenswert: »To my wife Anne, without whose silence this book would never have been written«. Deutschland und Japan haben hier den Zweiten Weltkrieg gewonnen und den Osten bzw. Westen der USA besetzt. Technologisch ist das Reich seinem asiatischen Nachbarbundgenossen weit voraus und kolonisiert den Weltraum; hienieden wurde zudem das Mittelmeer trockengelegt und in Ackerland umgewandelt (in der Realität übrigens vom deutschen Architekten Herman Sörgel als Atlantropa-Projekt ausgearbeitet). Die Hoffnungen des spärl-

chen Widerstandes gelten dem legendären Hawthorne Abendsen, auf den sich der Titel bezieht, den Autor einer verbotenen Uchronie innerhalb der Uchronie, in der wiederum die Alliierten obsiegt haben.

Aus Sicht eines gleichnamigen Siebenjährigen schildert Philip Roth in *The Plot Against America* (2004) einerseits die eigene Kindheitswelt in einem jüdisch geprägten Teil New Jerseys zu Beginn der 40er Jahre – wie so oft stark autobiographisch und so meisterhaft, daß das Entsetzen des Knaben bei harmlosen Gängen in den Keller des eigenen Wohnhauses spürbarer wird als jenes gegenüber einem realen Verhängnis: Statt Roosevelt wird der durch die erste Non-stop-Alleinüberquerung des Atlantiks sowie die Ermordung seines Kindes ungeheuer populäre »gemarterte Titan« und Isolationist Charles Lindbergh zum Präsidenten gewählt. Er hält die Vereinigten Staaten gänzlich aus dem Krieg heraus und vereinbart – mit Hitler auf Island, mit Japan auf Hawaii – friedliche Beziehungen und eine Nichteinmischung in die jeweilige Einflußsphäre. Zunächst scheinen zumindest deren innenpolitische Befürchtungen unbegründet, aber alsbald beginnt das *Office for American Absorption*, jüdische Familien in ländliche Gebiete umzusiedeln ...

»Träge strich naßkalter Wind durch die Gassen von Heydrich« hebt Otto Basils wüster, apokalyptischer Parforceritt *Wenn das der Führer wüßte* (1966) an – und heimeliger wird es bis zum infernalischen Schluß nicht mehr. »Strahlungsspürer« Albin Totila Höllriegl profitiert davon, daß »die metaphysische Richtung in Partei und SS gesiegt hat«, so wie Deutschland zwanzig Jahre davor im Weltkrieg; der Ural bildet nun den »Ostwall des Abendlandes«. Das Verhältnis zum japanischen Verbündeten verdüstert sich rapide, der *Stürmer* zieht bereits gegen die »gelben Affen« zu Felde. Höllriegl hat eben den heiklen Auftrag erhalten, seine Strahlenspürerei bei einer ebenso illustren wie grauen Eminenz auszuüben, als »Odin seinen Meldegänger zum großen Rapport nach Walhall« ruft. Erst »ertrinkt die Reichshauptstadt in schwarzem Tuch«, dann das Reich im Blute: Säuberungen, Diadochenkämpfe und schließlich Krieg gegen Japan mit Atombomben – aber auch »der gute alte Gurgelbiß kam wieder in Schwang«. In diesem rasenden Pandämonium findet Basil, der 1938 mit Schreibverbot belegt worden war, sogar noch Zeit für Anspielungen auf seine Zeitgenossen, von Doderer bis Heidegger.

Über dem Dritten Reich – das wie in der Realhistorie auch in der Alternativweltgeschichte der mit Abstand meistbeackerte Topos ist – wird es endgültig Nacht, und der Morgen thaut: Der entsprechende Plan wurde in Thomas Zieglers *Stimmen der Nacht* (1984) radikal exekutiert. 40 Jahre später, nach dem »Großen Exodus«, lebt die nationalsozialistische Herrschaft jedoch in »Deutsch-Amerika« mit dem »Andenpakt«

unter Bormann bedrohlich fort. Deutschland selbst ist verarmt, deindustrialisiert, seine Städte dauerhaft zerstört, aber: »Man kann nicht mitten in Europa ein Grab schaufeln, ohne dass der ganze Kontinent zu einem Friedhof wird.« Zu allem Überdruß der von der Werwolf-Guerilla beharkten Alliierten beginnen dann auch noch die Stimmen toter NS-Führer in den Ruinen des Kölner Doms zu raunen; dahinter stecken die mysteriösen »Kletten«, »Wunderwerke der Mikrotechnik«. Jakob Gulf wird in die wüste deutsche No-go-Zone entsandt, um dem Spuk ein Ende zu machen, da er mit dem Phänomen vertraut ist: Seit Jahren peinigen ihn in Form unentrinnbarer Kletten ununterbrochen bittere Vorwürfe seiner toten Frau. Zieglers nachtschwarzer Roman ist schiere Ausweglosigkeit, ohne einen Funken Hoffnung für irgend jemanden; für den einzigen Anflug unfreiwilliger Komik sorgt der Verlag im Klappentext, wenn er allen Ernstes dem Wiedererstarben des Nationalsozialismus im Buch »beklemmende Aktualität« in unseren Tagen zuschreibt. Diese findet sich vielmehr in einem Wort des Hauptprotagonisten: »In einem Land, in dem keine Zeit vergeht, können keine Wunden heilen«.

Christoph Ransmayr, *Morbus Kitahara* (1995): Morgenthau, die Zweite. Freilich von ganz anderer Qualität als beim etwas »trashigen« Ziegler – und ohne Zweifel literarisch das bedeutendste der hier vorgestellten Werke. »Auf den Rübenfeldern und Schafweiden eines vergangenen Jahrhunderts« haust in seinem Eisengarten der »Vogelmensch« Bering, der Schmied von Moor, am Rande eines Hochgebirges, und dient dem »Hundekönig« Ambras, ehemals gefolterter Zwangsarbeiter und jetzt von den Alliierten eingesetzter, verhaßter Verwalter des dortigen Steinbruchs. Der »Friedensplan« stammt hier von Lyndon P. Stellamour – wie »die Bewohner der Besatzungszonen in einem langen Prozeß der Demontage und Verwüstung allmählich begriffen (...) nicht bloß irgendein neuer Name aus dem Heer und Regime der Sieger, sondern der einzige und wahre Name der Vergeltung«; und viermal jährlich werden die Einwohner zu »Stellamour's Party in den Steinbruch befohlen«, wo der Kommandant ihnen quälende, »immer neue Rituale der Erinnerung« aufzwingt.

Christian von Ditfurth, ausgewiesener Spezialist für alternativweltgeschichtliche Gedankenspiele, läßt die Putschisten gegen Gorbatschow obsiegen. Sie führen unter Anspannung aller Kräfte die Sowjetunion militärisch auf unerreichte Höhen, wirtschaftlich aber endgültig in den Abgrund. In einem »gigantischen Befreiungsschlag« erlangt diese als Kompensation für die sowjetischen Verluste im Zweiten Weltkrieg unter Androhung eines dritten von den Westalliierten – »Why die for Germany?« – die deutsche Wiedervereinigung: Unter der Flagge der DDR. Die SED garantiert den Fortbestand westdeutscher Freiheitsrechte, vorbehaltlich

des Gummiparagraphen »Schutz der Demokratie vor verfassungsfreundlichen Bestrebungen«. Die Verfassungsschützer »konzentrieren sich auf Rechtsextremisten«; »heute weiß ich, daß sich die Backen der großen Stahlzange langsam schlossen, unmerklich oft«; »meist entdeckten wir erst im Nachhinein, daß wieder ein Tabu hinzugekommen war«: Auf dem Klappentext von *Die Mauer steht am Rhein* (1999) fehlt freilich jeder Hinweis auf »beklemmende Aktualität«.



»Entwicklung zum grünen Sozialstaat, Sozialistisch-Ökologische Republik Deutschland« – recht gegenwärtig erscheinen auch die Visionen eines ermordeten Wissenschaftlers in der DDR des Jahres 2011: Statt der Wiedervereinigung gönnt ihr Simon Urbans im gleichen Jahr erschienener *Plan D* eine »Wiederbelebung« – trotzdem ist sie unter Egon Krenz wie gehabt pleite. Am Leben hält sie die BRD unter Kanzler Lafontaine und seine »Koalition mit der Karnevalsfigur Claudia Roth und ihren grünen Jungs« durch Transferzahlungen. Für deren Fortdauer ist der Anschein von Rechtsstaatlichkeit entscheidend, den die obige, in alter Tradition der vermeintlich aufgelösten, von Mielke-Nachfolger Otto Schily runderneuerten Stasi verübte de facto-Hinrichtung gefährdet. In einem Polit- und Spionagethriller, genreüblich zynisch-abgebrüht, ermittelt Volkspolizist Wegener; allerdings säumen statt der hergebrachten Leichen eher zahllose Schweinigeleien dessen Weg – etwa wenn er seinem westdeutschen Kollegen dessen »elektrische selbstreinigende Wandfotze mit Echthaar« neidet. Unterm Strich: Ein in jeder Hinsicht unerhörtes, höchst einfallreiches Spiel mit der Geschichte.

Den Einwand, die Uchronie sei »doch bloß eine Spielerei«, erhob denn auch ein deutscher Großromancier vorweg gegenüber dem Autor dieses Querschnitts. Gewiß – und wenn schon! Zudem: Nicht wie oft behauptet der vom Fliegen, sondern jener, das Rad der Zeit zurückzudrehen, dürfte der älteste Traum des Menschen sein. Nur wenigen ist es wohl gegeben, dabei den Lauf der Zeit nicht auch *verändern* zu wollen. Die Alternativweltgeschichte macht damit auf höchst unterhaltsame Weise Ernst – und Freunden des Gedankenspiels ist das mehr als genug. ■

Voll am Struggeln

Felix Scharlau: *Du bist es vielleicht*. Roman, Mainz: Ventil 2019. 261 S., 15 €

Dieses Buch ist ein Beweis dafür, daß Belletristik nicht zwangsläufig a) gut abgehängt, b) irgendwie weltanschaulich auf Linie, c) allerhöchste Sprachkunst sein muß, um des Lesens wert zu sein. Das sagt eine, die ihren Kindern beibringt, daß »reine Unterhaltung« jenseits des Gesellschaftsspiels Zeitvergeudung sei. Bahnhofskioskhefte oder sogenannte Jugendliteratur – das ist so sinnvoll wie Schunkeln. Man kann es einfach lassen.

Wenn man *Du bist es vielleicht* als »zeitgeistkritischen« Unterhaltungsroman rubrizieren wollte, dann stünde er in einem Regal mit Bov Bjergs *Auerhaus* oder, hochgegriffen, Anthony Burgess' *Clockwork Orange*.

Gute Gegenwartsliteratur erfährt traumwandlerisch und subkutan Facetten des Zeitgeists – und zwar auf einem deutlich höheren, sublimeren Niveau als es Mario-Barth-Witze oder sämtliche Känguruh-Chroniken tun. Der Schauspieler Axel Prahl hat für den Rücktitel dieses Buchs ein großes Lob beigesteuert: »... so geschmeidig in Worte gegossen, dass ich das Buch bis zur letzten Seite nicht aus der Hand legen wollte.« Mißtrauen: ja. Aber: stimmt!

Protagonist ist Lehrer Timo Tripke, Typ Normcore. Er will seine Ruhe. Zu Hause hat er eine langweilige, zufällige Frau (die bald geht), im Auto hört er Depeche Mode, um ein bißchen in die Gänge zu kommen. Timo Tripke, das ist das Gesicht der BRD. Er ist nicht so häßlich, daß die Leute gucken. Als Kind war er niedlich. Aber dann ... »Die Stirn war lang wie eine Litfaßsäule. Das ohnehin dünne Haar zog sich weiter zurück. Schon mit 21 wirkte er wie ein junggebliebener 35-jähriger, dessen Gesicht aus dem Lot geraten war.« Er war ein »Versehrter, der die Pubertät überlebt hatte.« Klassisch also. Im Geschichtsunterricht bespaßt Tripke seine Schüler mit Audio-Tapes, die er selbst aufgenommen hat. Gerade sucht er die Kassette »Von der Dolchstoßlegende bis zur Weimarer Republik«. »Timo Tripke kroch unter den Tisch, schaltete den Stromverteiler an und sah dabei zu, wie der alte Rechner ratternd hochfuhr. Aus dem Hintergrund drangen hölzerne Dialogfetzen ins Arbeitszimmer, als probe eine Laienschauspielgruppe – der Computer verarbeitete Systemupdates. Zumindest bei ihm gab es etwas Neues.« Damit ist der Ton vorgegeben. Bei der (üblichen) Kassettenstunde gibt es



diesmal Bandsalat. Tripke muß reagieren und die Sachlage »Weimarer Republik« freihändig einführen. Äh ... »Ich mach mal einen Kreis, und in dem tragen wir die unterschiedlichen Gruppen zusammen.« Tripke malt einen Kreis an die Tafel und merkt, wie ihn alle anstarren: »Die Müden, die Streber, die Dummen, die Skater, die Hiphopper, die Reiterinnen, die Nazis, die Muslime, der Zeuge Jehova, der auf Drogen.« Denn der stinknormale Deutsch-

und Geschichtelehrer hat DEN PERFEKTEN KREIS hingezeichnet! Auf Zuruf tut er es nochmal. Ein IDEALER Kreis, wie er werkzeugfrei eigentlich nicht zu erschaffen ist! Schüler Levi Eismann stellt diese unbeabsichtigte Show »ins Netz«. Rasch hat die Tripke-Performance anderthalb Millionen Klicks. Und das ist erst der Anfang. Leider ist der Lehrer nicht erfreut darüber, daß er heimlich gefilmt wurde. Auf dem Gang,

im Geheimen – dachte Tripke! – setzt es eine kleine Ohrfeige gegen Levi Eismann. Die nun wurde ihrerseits aufgenommen, und fortan wird Tripke erpreßt.

Was sich nun anbahnt, spottet jeder Beschreibung. Tripke wird – nolens volens – zum absoluten Internet-Hype. Ausgerechnet er, der gerade noch gestöhnt hatte: »Online, wenn ich das schon höre!« Nun ist er berühmt, und zunächst jagt ein Volltreffer den nächsten. Er darf als Promi bei der Sendung »Quiz' was!« mitmachen. Fast schon routiniert schwatzt Tripke mit Moderator Gernot Laub, der »so überzeugend nah an der Durchschnittlichkeit seines Gegenübers« wirkte, »dass nichts außer seinem bekannten Gesicht an den himmelweiten Beliebtheits- und Klassenunterschied erinnerte.« An der 125.000-Euro-Frage scheitert er – mit fulminantem Abgang: Mehr aus Verlegenheit spricht Tripke ein Abschiedsfazit in die Kameras: »Fun ist, wenn's Spaß macht.« Damit ist der Spruch des Jahres in der Welt. Bald sitzt der biedere Lehrer im Hubschrauber neben einer tätowierten jungen Frau, die ihm kreischend die Fingernägel in den Oberschenkel spießt: »Ich bin voll am Struggeln, Alter! Lasst mich raus!« Es hilft alles nichts. Tripke fliegt auf Einladung des TV-Senders PTL ins »Camp Grüne Hölle« nach Australien.

Die Dinge überschlagen sich bis zur letzten Seite. Klingt nach kunstlos überdrehtem Irrsinn? Mitnichten. *Du bist es vielleicht* ist ein vielschichtiger, hintersinniger moderner Entwicklungsroman, der mit sichtlichem Vergnügen ausgedacht wurde und sich mitreißend liest.

ELLEN KOSITZA ■

»Lassen Sie sich durch keine historistische Zerredung aufhalten!«

Reinhart Koselleck/Carl Schmitt: *Der Briefwechsel 1953–1983 und weitere Materialien*. Hrsg. von Jan Eike Dunkhase, Berlin: Suhrkamp 2019. 459 S., 42 €

Wer die Danksagungen kennt, die der Historiker Reinhart Koselleck (1923–2006) 1959 seiner berühmten Dissertation *Kritik und Krise* vorangestellt hat, wird von dem vorliegenden Briefwechsel einige Erhellungen erwarten dürfen. Dort dankt Koselleck nicht nur Carl Schmitt (1888–1985), »der mir in Gesprächen Fragen stellen und Antworten suchen half«, sondern auch seinen »Freunden« Gerhard Hergt, Hanno Kesting und Nicolaus Sombart. Mit der Aufzählung dieser Namen hat Koselleck einen frühen Hinweis auf die Netzwerke veröffentlicht, die Carl Schmitt in den 1950er Jahren unter vielversprechenden Nachwuchsakademikern zu spinnen begann und die es spätestens seit Dirk van Laaks grundlegender Arbeit über die *Gespräche in der Sicherheit des Schweigens* (1993) auch zu einiger Bekanntheit gebracht haben.

Die vier Freunde hatten sich in Heidelberg im privaten Kolloquium von Alfred Weber, dem heute vergessenen jüngeren Bruder Max Webers, kennengelernt. Sombart, Sohn des berühmten Soziologen Werner Sombart, kannte Carl Schmitt aus seinem Berliner Elternhaus und brachte seine Freunde mit Schmitt zusammen. Im knappen Nachwort des Herausgebers heißt es dazu: »In Lokalen der Altstadt konnte Schmitt sich beim Wein mit den aufgeweckten Studenten von seinem familiären Kummer [Schmitts Ehefrau wurde in Heidelberg wegen eines Krebsleidens behandelt und starb dort im Dezember 1950] ablenken und einmal wieder jüngere Leute mit seinem scharfen Geist und seiner rhetorischen Brillanz in den Bann schlagen.«

Von den Freunden gaben Kesting und Koselleck Schmitt allen Grund zur Freude, weil sie den antiutopistischen Impuls von ihm weitertrugen, als 1959 gleichzeitig Kestings *Geschichtsphilosophie und Weltbürgerkrieg* und Kosellecks bereits erwähnte Dissertation erschienen. Von der »kritischen« Öffentlichkeit, insbesondere Jürgen Habermas, wurde der Schmittianismus der beiden kritisch bemerkt. Dennoch erhielten beide in den sechziger Jahren eine Professur. Der 1975 verstorbene Kesting sah sich Angriffen der studentischen Linken ausgesetzt, wohingegen Koselleck sehr geschmeidig und überlegt seine Karriere anging, die ihn schließlich zum bedeutendsten deutschen Historiker des 20. Jahrhunderts machen sollte. Die Bezugnahme auf Schmitt behinderte ihn dabei offensichtlich nicht besonders. In einem als Ergänzung (und sinnvolle Zugabe) abgedruckten Interview aus dem Jahr 1994 sagt Koselleck dazu: »Man wird als Schmittianer abgestempelt, und das hat auch heute noch Folgen.«

Der Briefwechsel, der von 1953 an über dreißig Jahre geführt wurde und 119 Briefe umfaßt, ist leider inhaltlich nicht besonders ergiebig, wenn man ihn an denen mit Forsthoff oder Sander mißt. Das ist vor allem dem Umstand geschuldet, daß Koselleck bald nach seiner Berufung stark vom Universitätsbetrieb in Anspruch genommen war und Mühe hatte, seinen publizistischen Verpflichtungen nachzukommen. Es liegt zudem in der Natur von Schüler-Lehrer-Verhältnissen, daß im Laufe der Jahre eine, hier sehr milde, Emanzipation des Schülers erfolgt. Schmitt reagiert auf Kosellecks mitunter recht ausführliche Schilderungen seines Professorenalltags nicht und äußert sich kaum noch zu den zahlreichen Veröffentlichungen Kosellecks, die ihm dieser regelmäßig schickt. Kosellecks Beileidschreiben zum Tod von Schmitts einziger Tochter ist der letzte überlieferte Brief.

Fruchtbar ist der Briefwechsel vor allem in der Anfangsphase, als sich beide in regem Austausch über Kosellecks Dissertation befinden. Allerdings erfolgte auch hier der wesentliche Austausch mündlich, da Koselleck allein 1953 zweimal in Plettenberg zu Besuch war und dort die Arbeit breit erörtert wurde. Da die Arbeit erst 1959 gedruckt erschien und Carl Schmitt dazu eine Rezension verfaßte, die er mit Koselleck abstimmt, zieht sich das wesentliche Thema dieses Briefwechsels einige Jahre hin. Dabei ging es um den Ursprung des Weltbürgerkrieges, in dem sich beide Schreiber verorteten. Koselleck sah in der Utopie, die im 18. Jahrhundert als Antwort auf den Absolutismus entstanden war, den entscheidenden Impuls, der zur Moralisierung der Politik und Verschärfung des Bürgerkrieges führte. In der Geschichtsphilosophie erblickten beide den Schleier, der über die Gewalt von 1789ff. gelegt wurde. Eher am Rande wird einer der weiteren Impulsgeber für dieses Thema, Karl Löwith, behandelt, dessen Buch *Meaning in History* von Kesting und Koselleck auf Vermittlung Schmitts ins Deutsche übersetzt wurde.

Auch wenn Koselleck den rebellierenden Studenten 1968 gegenüber zu Zugeständnissen bereit war, was Schmitt nicht kommentiert, liegt hier nicht der Grund für die Verflachung des Briefwechsels in den späteren Jahren. Koselleck blieb seinen nicht utopischen Überzeugungen treu, wenn er 1978 gegenüber Schmitt bekannte: »Die rationale Anerkennung des Feindes ist wohl die einzige Einstellung in der Politik, die nicht utopisch sein kann.« Damit weist er auf ein weiteres Resultat seiner lebenslangen Beschäftigung mit Schmitt hin, die geschickte Integration der »Freund und Feind«-Unterscheidung Schmitts als »asymmetrische Gegenbegriffe« in die Geschichtswissenschaft unter gleichzeitiger Würdigung von Schmitts Entdeckungstat. Um solche Bezüge zu verstehen, muß man allerdings die entsprechenden Schriften zur Hand nehmen, weil der Briefwechsel lediglich Andeutungen bietet.

ERIK LEHNERT ■



Mehr als eine Party

Kersten Knipp: *Die Kommune der Faschisten. Gabriele D'Annunzio, die Republik von Fiume und die Extreme des 20. Jahrhunderts*, Darmstadt: wbv Theiss 2018. 288 S., 25 €

Vor einigen Jahren war ein kleines Büchlein »Kult« unter (mir bekannten) Rechten aller Couleur: die Novelle *Fiume oder der Tod* (2004/2010) des später von seiner Ehefrau ermordeten Evolianers Oliver Ritter (1960–2016). Ritter erzählte die bewegte Geschichte der italienisch-kroatischen Stadt Fiume (heute: Rijeka), die der Dandy-Dichter Gabriele D'Annunzio (1863–1938) am 12. September 1919 mit seiner Mannschaft und ihrem Führungskern, den Arditi, einnahm. Die Erzählung war eine großartige Apotheose: 15 Monate D'Annunzio-Herrschaft wurden zur Feierstunde des Lebens und der Sinne hochgehoben – Ästhetik als Gesetz, Rausch als Freiheit, Genuß im Dienste des Heroismus. Gewiß, Ritter reproduzierte hier meisterhaft einen Mythos; die Realität in einer damaligen Kleinstadt an der Adria war viel profaner, prosaischer, prunkloser. Aber das störte weder Ritter in den 2000er Jahren noch den nationalen Dichter Italiens 80 Jahre vorher, dessen Maxime »Wir wollen die Wahrheit nicht mehr. Gebt uns den Traum!« die exzentrisch-utopische Ader ihres Urhebers auf den Punkt bringt. Daß die Wahrheit über Fiume eine andere ist als das blumig-heroische »Narrativ« D'Annunzios, seiner Weggefährten und Anhänger, nicht zuletzt vieler Faschisten, tut dem Mythos keinen Abbruch, ist aber evident. Dies macht nicht zuletzt eine nüchterne Studie deutlich, die Kersten Knipp vorgelegt hat. Der Deutschlandfunkjournalist zeichnet des Dichters Leben entlang dessen Motto »Esprimere è vivere« (sich auszudrücken heißt zu leben) über Romane und Weltkriegserlebnisse nach, bevor er über Schlüsselerfahrungen des Porträtierten zur Rebellion von Fiume kommt, die unter dem bei Pindar und Aischilos entlehnten und zum Schlachtruf Fiumes erkorenen »Eia Eia Eia! Alalà!« stehen sollte. Daß fast 200 Seiten benötigt werden, um zur Causa Fiume und der dort beheimateten, titelgebenden »Kommune der Faschisten« zu kommen, ist begründbar mit einem werkbiographischen und historischen Rahmen, kann jedoch auch als strapazierend beanstandet werden.

Fiume jedenfalls war nach dem Ersten Weltkrieg nicht Rom zugesprochen worden, sondern wurde zu einer neutralen Stadt unter Hoheit des Völkerbundes erklärt. Italiens Nationalisten sahen sich in ihrem Standpunkt vom »verstümmelten Sieg« bestärkt, D'Annunzio schwang sich zum Wortführer ihrer Proteste auf. Italiens Regierung stütze ihn und die Seinen nicht? Me ne frego, einerlei. Und so zog man mit einem zusammengewürfelten Haufen von Kriegsveteranen, jungen Nationalisten und Desperados aller

Art in die Hafenstadt ein, verspottete den untätig bleibenden Völkerbund und feierte mehr oder weniger fünfzehn Monate lang berauschte Feste, vom Land und von der See her eingekesselt durch alliierte Truppen. Fiume, das sei die Lebensaufgabe aller Freiwilligen, die Stadt des Opfers und des Selbstopfers, so D'Annunzio; man werde der Welt zeigen, was ein Lebensgefühl erzeugen und gestalten könne. Andauernde Aufmärsche, choreographierte Feier des Personenkults, wilde Orgien und Drogeneskapaden, homosexuelle Partys – das faszinierte denn auch viele Fiume-Legionäre, reizte Dandys und Abenteurer, aber irritierte die anfänglich wohlwollende italienische Mehrheitsbevölkerung.

Knipp schildert dies alles plastisch und nimmt das Projekt Fiume wohlthuend ernst, indem er auch die neue Stadtverfassung – die Carta del Carnaro – untersucht, die versuchte, Libertinage mit Gemeinschaftsdenken zu vereinen, Sozialismus mit Nationalismus, Kosmopolitismus mit Großmachtsphantasien, Basisdemokratie mit Staatskult. Die pathetische und doch im Kern »fortschrittliche« Verfassung sollte, so

Knipp, »einer Republik von Feinfühlingen und Tiefgründigen« ein Fundament schaffen, sah sich aber kurz nach Bekanntgabe von den Ereignissen überholt. Am 12. November 1920 einigten sich Italien und das Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen (später: Jugoslawien) auf ein Freistaatstatut Fiumes, was D'Annunzio mit einer Kriegserklärung an Italien beantwortete. Nach einem Beschuß durch italienische Kriegsschiffe, bei dem der Dichtersoldat leicht verletzt



wurde, zog er mit den letzten Getreuen ab, konstatierte den »Einzug des Verrats« und konnte ab 1921 für viele Jahre einen stilvollen Wohnsitz am Gardasee einnehmen, wo er noch ein Museum seiner selbst einrichtete und sich als ästhetisierender Gegner einer deutsch-italienischen »Achse« exponierte (weil Hitler, »mit diesem Haarbüschel unter der Nazinase«, ein »Bauernlummel« sei), bevor er verstarb. Fiume samt direktem Umland wiederum blieb bis 1941 Freistaat, wurde dann von Italien und 1943 vom Deutschen Reich annektiert, bevor es zwischen Kriegsende bis 1947 de jure wieder ein Freistaat wurde; danach zählte es zu Jugoslawien und das Gros der Italiener wurde vertrieben. Dieses Verbrechen war eine Retourkutsche für Italianisierungsversuche, die unter D'Annunzio 1919/20 begannen und 1941 bis 1943 unter italienischer Besatzung gewaltsam erfolgten. Das Abenteuer von Fiume war also »keinesfalls nur eine grosse Party«, wie der kroatische Historiker Vjeran Pavlakovic in der *NZZ* (v. 24. Dezember 2019) zitiert wird. Der Mythos wird freilich überdauern, und es ist davon auszugehen, daß auch in einigen Jahren noch Oliver Ritters Fiume-Laudatio zirkuliert, während Kersten Knipps Darstellung dann durch lebendiger geschriebene Folgewerke verdrängt worden sein dürfte.

BENEDIKT KAISER ■

Despotische Liberalokratie

Patrick Deneen: *Warum der Liberalismus gescheitert ist*. Aus dem Amerikanischen von Britta Schröder, Salzburg/Wien: Muezy Salzmann 2019. 292 S., 28 €

Eine fundierte Kritik des Liberalismus zu verfassen, ist kein einfaches Unterfangen. Der Hauptgrund dafür liegt in dessen (wenigstens scheinbarer) Alternativlosigkeit im freien Europa nach 1945. Erst recht trifft die quasireligiöse Überhöhung in den letzten drei Jahrzehnten zu, als sich die Vertreter des Liberalismus (ein wenig voreilig) sogar am »Ende der Geschichte« wähten.

Die dominanten Schichten vergaßen angesichts ihres Sieges nicht selten, daß die bedingungslose Ausweitung der Freiheit zu unvermeidlichen Aporien führen mußte: Entfesselte ökonomische Deregulierung bedingte starke Ungleichheit; eine Überhöhung des Würdegedankens hatte zwangsläufig schrankenlose Inklusion zur Folge und tangierte die eigenen rechts- und sozialstaatlichen Institutionen.

Nur wenige Publikationen der letzten Jahre haben diese Entwicklung so sehr auf den Punkt gebracht wie die Schrift von Deneen. Sie muß das Establishment irritieren, da sie das Paradoxon der Digitalmoderne ausbuchstabiert: Um so größere Freiheiten auf der einen Seite bewirken um so größere Einschränkungen auf der anderen. Konkret exemplifiziert: Der faktische Wegfall äußerer (nationaler) Grenzen schafft vermehrt Parallelgesellschaften und damit kulturelle wie (sicherheits-)politische Limitierungen im Inneren. Weiter belegt der Autor materialreich, wie der zunehmende Individualismus eine vermehrte Regulierung von oben nötig macht. Widersprüche, wohin man auch blickt!

Deneen wiederholt die auf dem Feld der politischen Theorie oft geäußerten Einwände gegen das Menschenbild des Liberalismus, das von grundsätzlichem atomistischem Konstruktivismus ohne gemeinschaftliche Bindungen bestimmt ist. Der klassische Liberalismus, wie er sich im 18. und 19. Jahrhundert vor allem in England ausgebildet hat, sieht die Genese der bürgerlichen Persönlichkeit vor allem durch Affekt- und Triebkontrolle bedingt. Der Liberalismus (als »Antikultur«) im konsumistischen Zeitalter exponiert sein Ideal hingegen üblicherweise in permissiv-hedonistischen Lebensentwürfen und Minderheitenprivilegierung. Vor einem solchen Hintergrund verwundert es nicht, daß der Autor selbst der »illiberalen Demokratie« (jedenfalls in wohlbestimmter Hinsicht) etwas abgewinnen kann. Er ist auf der Suche nach recht verstandener Freiheit.

Zu den spannendsten Kapiteln zählt die Suche des Autors nach einer »Alternative zum li-

beralokratischen Despotismus«. Er will kein Zurück in vorliberale Zeiten; vielmehr geht es ihm darum, das positive Erbe des Liberalismus, die Freiheit im Sinne bürgerlicher wie individueller Selbstregierung samt einiger christlich-humanistischer Traditionen, als Quasi-Ideal herauszustellen und gleichzeitig vor dem Streben nach bindungsloser Autonomie, Konsumismus und Permissivität zu warnen. Auf das Ende des Liberalismus zielt also auch das Kapitel »Nach dem Liberalismus« in keiner Weise ab. Deneen besitzt nur den Mut zu offenkundigen Schlußfolgerungen.

FELIX DIRSCH ■

Helden gesucht

Dieter Thomä: *Warum Demokratien Helden brauchen*, Berlin: Ullstein 2019. 272 S., 20 €;

Burkhard Voß: *Wenn der Kapitän als erster von Bord geht. Wie Postheroismus unsere Gesellschaft schwächt*, Münster: Solibro 2019. 176 S., 16.80 €.

Was ist eigentlich ein Held? Im Augenblick seiner Fragwürdigkeit wäre er um so nötiger, es liegt aber in der Natur des Zweifels, immer größere Stücke festen Bodens mit sich zu reißen.

Dieter Thomä, Philosophieprofessor in St. Gallen, sucht Helden, die dem Zweifel standhalten.

Seine kulturgeschichtliche Suche – Thomä's Lieblingsgewährsleute sind Emerson und Toqueville – beginnt beim Gilgamesch-Epos und endet bei *Black Panther* und *Wonder Woman*. Wichtiger als das Herbeizitieren großer Figuren quer durch alle Kulturschichten (ein typisches Merkmal postmodernen Denkens) und hervorragend brauchbar sind seine begrifflichen Klärungen. Was unterscheidet den »Helden der Übererfüllung« vom »Helden der Überwindung«? Wie tragfähig ist Rousseaus Vorstellung des Alltagshelden? Rousseau hatte 1751 die Tugend des Helden alltagstauglich gedimmt: »Räumen wir ein, daß die Völker die kriegerische Mannhaftigkeit ohne rechte Überlegung geschätzt haben, und daß es ebenso widersprüchlich wie abscheulich wäre zu glauben, die Wohltäter des Menschengeschlechts brächten

ihr Wesen durch Vernichtung der Menschen zum Ausdruck. (...) Der wahre Held bewährt sich hingegen alle Tage und seine Tugenden werden häufig benötigt.«

Für Dieter Thomä ist der Alltagsheld der wahre Held. Gegen »Pseudohelden« und »Trotzhelden« muß er verteidigt werden: Der »Pseudoheld« ist der kapitalistische Projektentwickler, der *global player*, der seine Tatkraft unter Be-



weis stellen darf, nicht aber den Einsatz für eine große Sache. Das Heldentum leidet im Kapitalismus unter innerer Auszehrung, diagnostiziert Thomä völlig korrekt. Der »Trotzheld« sei der übelste Störenfried der Demokratie. In seinem vorherigen Buch über die *Geschichte des Störenfrieds* (Puer Robustus, *Sezession* 76/2017) sortierte er die populistischen, »faschistischen« und überhaupt rechten Störenfriede in die Schublade »gestörte Störer«. Mit dem »Trotzhelden« verhält es sich kaum besser. Wenn der wahre Held der Wohltäter des Menschengeschlechts ist, dann kann ein Aufbegehren gegen diese Umdeutung des Helden nur einem falschen Affekt, nämlich rückwärtsgewandtem Trotz, entspringen.

Daß dieser Affekt von Kollektivismen instrumentalisiert wird (es folglich im Faschismus oder Bolschewismus von Helden wimmelt), ist einerseits wahr, andererseits führt dies zu einem Argument, das meinen übergroßen Zweifel an Thomäs Thesen zu präzisieren hilft.

Die Fragwürdigkeit des Heldentums gebiert notwendig Trotzreaktionen: Wenn uns Helden madig gemacht werden, wollen wir sie um so vehementer verteidigen. Thomä trotz der Mär von der postheroischen Gesellschaft – auch »die Demokratie« brauche Helden, denn eine Demokratie, in der alle gleich sind, stirbt ab. Helden, die »erstens der Gefahr ins Auge sehen, zweitens sich einer großen Sache widmen, und drittens Bewunderung ernten« entsprechen dem Vollbild des Helden. Gebriecht es ihnen an einer der drei Eigenschaften, taugen sie nur bedingt.

Das Konzept des »Pseudohelden« markiert den stets notwendigen Irrtumsvorbehalt. Nicht allein der Kapitalismus erzeugt Pseudohelden, auch – hier liegt der wunde Punkt der vorliegenden These – die »Demokratie« schafft am laufenden Band unechte Helden. Thomä nimmt nämlich das ganze Spektrum der heute bejubelten »Helden« für bare Münze: von Rosa Parks bis Greta Thunberg, selbst Frau Reker und Herr Lübcke dürfen alle dabei sein. Zu jeder dieser Heldengeschichten gibt es Hintergründe der Finanzierung, Inszenierung und Einbettung in einen großen Zusammenhang. Dieter Thomä untersteht dem politischen Gebot der Mehrdeutigkeit von »Demokratie«: die ideale Staatsform ist nicht dasselbe wie die real existierende Bundesrepublik und nicht dasselbe wie eine linksglobalistische Programmdemokratie. So werden seine Helden zu Pseudohelden, da die gesamte herrschende politische Agenda diese Figuren als Helden feiert. Noch vehementer zu fordern, was ohnehin alle fordern, nennt man Gratismut.

Kann man dagegen ein anderes Set von besseren Helden auffahren? Dies hat der Psychiater Burkhard Voß in seinem Buch *Wenn der Kapitän als erster von Bord* geht versucht. Zuerst



die »Antihelden« (wobei dieser Begriff falsch ist, in der Literaturwissenschaft bezeichnet er Romanfiguren wie Woyzeck oder Oskar Matzerath, die unter die Räder der Geschichte kommen): besagter Kapitän der »Costa Concordia«, Albert Speer, Che Guevara und jene Dame, die Jörg Kachelmann Vergewaltigung unterstellt hat. Dann die Helden, von Sokrates über Stauffenberg bis zu jenem russischen Offizier, der 1983 den *overkill* verhinderte, indem er einen Fehlalarm nicht als amerikanischen Erstschlag deutete. Wo Thomä als Philosoph klare Kriterien herauspräpariert, verläßt sich Voß voll auf den gesunden Menschenverstand. Im Kapitel über Greta Thunberg, die er als »Pseudoheldin« beschreibt und zwischen dem Krankheitsbild Autismus und der medialen Figur differenziert, kommt ihm sein ärztlicher Sachverstand zugute. Von Irrtumsvorbehalt aber bei Burkhard

Voß keine Spur. Helden muß man einfach verteidigen, nicht dekonstruieren. Voß rutscht dadurch auf die Ebene seines Gegenstandes, zum Glück ist seine Beschreibungssprache dabei nonchalant statt pathetisch.

Wer heute Helden kürt, muß tausenderlei bedenken und sollte einen ständigen Zweifel mitführen bezüglich der Benutzbarkeit seiner Heldenriege.

CAROLINE SOMMERFELD ■

Volles Programm

Thorsten Schulte: *Fremdbestimmt: 120 Jahre Lügen und Täuschung*, Bautzen: VFFW 2019. 468 S., 22€

»Es ist etwas faul im Staate »Deutschland«. Damit wird man kaum jemandem etwas Neues sagen. Weil das eben nach verbreitetem Eindruck so ist, steigt die Zahl der Publikationen, die dabei nachhelfen, diesen Eindruck zu verstetigen, ihn verkaufsfördernd zu nutzen und außerdem Lösungsvorschläge anzubieten. Thorsten Schultes *Fremdbestimmt* ist ein Beispiel dafür.

Der Autor hat nach eigenen Angaben eine Laufbahn als langjähriges CDU-Mitglied (26 Jahre) und in nicht genauer bestimmten Funktionen im Investmentbanking hinter sich. Auf dem Buchklappentext heißt es zu diesem Punkt, er sei »zuletzt im Handelsraum der Deutschen Bank« in Frankfurt tätig gewesen. Warum aus dieser Vorgeschichte heraus ein Parforceritt durch die internationale Geschichte der letzten 120 Jahre zu unternehmen sein soll, bleibt etwas unklar. Jedenfalls bleibt das alles stets ein Verkaufstext, durchzogen von wichtigem Pathos und Suggestivfragen. Es vertreibt der Autor seine Thesen ja auch sonst im Netz mit Kurzfilmen im Stil



von Präsentationen, wie man sie aus dem Baumarkt kennt. »Genial« sei er, läßt eine Anzeige am Ende des Buchs wissen.

Wie auch immer, die deutsche Lage ist ernst. Ungewöhnliche Methoden können daher nicht schaden. Das Problem liegt im Inhalt. Der Leser bekommt vom Schulte ein Angebot, das als »volles Programm« noch eher zurückhaltend beschrieben ist. Vorkrieg 1914, Petra Kelly, Joachim Löw, Aufrüstungsfragen der 1930er, Leo Trotzki, Wilhelm II., Russische Revolution, EU, Merkel, Stalin, Churchill, Euro-Targetsalden, Adenauer, Putin. Alles und alle sind dabei, die Reihe könnte endlos fortgesetzt werden. Jeder kommt mal dran, und die Zusammenhänge sind einigermaßen zufällig. Dabei wird die Weltgeschichte der letzten 120 Jahre auf Beobachtungen und Behauptungen über persönliche Emotionen und platte Intrigen heruntergebrochen. Das geschieht jeweils mit dem Anspruch, daraus erstens eine sogenannte geschichtliche »Wahrheit« abzuleiten und zweitens eine politische Propagandathese zu verbreiten: Der Westen und sein Kapital sind böse, und die europäischen Völker einschließlich Rußlands sind stets die moralisch sauberen Opfer böser westlicher Politik gewesen.

Dafür ist nichts zu platt. Warum hat Hitler 1941 die UdSSR angegriffen? Nicht etwa, weil die Rote Armee mit fünfeneinhalb Millionen Mann zum Angriff angetreten war. Davon bei Schulte keine Zeile. Es dürfe zwischen Deutschen keinen Streit darüber geben, ob das ein Präventivkrieg gewesen sei, läßt er immerhin wissen. Nein, schuld war der perfide Winston Churchill, der dem gutgläubigen Rudolf Hess vorher versichert hat, dann im Westen Frieden zu machen. Wie kam es zum Ersten Weltkrieg? Rußland ließ sich vom westlichen Kapital verführen und manipulieren. Wie kam es zur russischen Revolution? Nicht etwa, weil ein verrottetes Zarenregime einen blutigen Angriffskrieg vom Zaun gebrochen hatte oder weil die deutsche Oberste Heeresleitung und Auswärtiges Amt die Bolschewiken, Lenin und Co. nach Rußland schafften, fleißig mit Millionen fütterten und sich nach dem Erfolg gegenseitig auf die Schulter klopfen. Nein, verantwortlich war amerikanisches Kapital. Gleiches gelte für die Finanzierung der NSDAP (darüber kann man immerhin diskutieren), die Aufrüstung Rußlands und Deutschlands in den 1930er Jahren und so weiter. Warum das Münchener Abkommen 1938? Nicht als Krönung des britischen Appeasements, sondern um Deutschland gegen Rußland in Stellung zu bringen. Es folgt die Legende, Polen habe 1939 wegen US-Perfidie nicht über den Inhalt des deutsch-sowjetischen Geheimvertrags Bescheid gewußt. Tatsächlich kannte man in Warschau den Inhalt, wollte aber die scheinbar gute Gelegenheit zum Schlagabtausch nicht verpassen. Und dann kommt bei Schulte noch die häufig gehörte Suggestivfrage, warum der UdSSR denn wegen des Angriffs auf

Polen vom Westen nicht der Krieg erklärt worden sei? Ganz einfach. Weil dafür in der britischen Polengarantie die vertragliche Grundlage fehlte und Polen das so gewollt hatte.

Man merkt schnell die Absicht und ist verstimmt. Da hilft auch der eine oder andere Treffer nicht mehr weiter. Wobei die letzten etwa hundert Seiten ohnehin nur die üblichen Facebook-Diskussionen zu Europa- und Geopolitischen Themen (Stichwörter Krim, Maidan, und Coudenhove-Kalergi) wiedergeben, wie sie in Teilen des AfD-affinen Milieus endlos und besserwisserisch geführt werden. Dabei gibt der Autor als Zugabe reichlich Ratschläge, was »wir« schleunigst erreichen müßten. So ist das insgesamt ein Stück selbstverliebter Propaganda. Wenn es im Land auf Resonanz stößt (ein halbes tausend Sternchenbewertungen auf amazon), muß etwas schon ziemlich faul sein.

DR. STEFAN SCHEIL ■

Und wie ich mich anbiedere!

Patrizia Schlosser: *Im Untergrund. Der Arsch von Franz Josef Strauß, die RAF, mein Vater und ich*, Hamburg: Hoffmann und Campe 2019. 251 S., 18 €

Wäre ich nicht durch ein Radiointerview auf dieses Buch aufmerksam geworden, ich hätte es nicht aufgeschlagen. Wenn Männer pfeifen, wende ich grundsätzlich nicht den Kopf. Wenn ein Buchtitel herumschreit, laß ich ihn liegen. Hier wäre es ein Fehler gewesen! Diese Reportage ist ein Glücksfall, ein aufschlußreiches Lesevergnügen. Frau Schlosser steckt noch in journalistischen Kinderschuhen. Ihr fehlt gewissermaßen das Knallerthema. Die junge Frau aus Süddeutschland hört nun davon, daß drei Leute, die der »3. Generation« der RAF zugerechnet werden, immer noch aktiv seien: Daniela Klette, Ernst-Volker Straub und Burkhard Garweg. Sie sollen, mittlerweile als »RAF-Rentner,« immer noch im Untergrund leben und durch Raubüberfälle in Deutschland ihr Unwesen treiben. Patrizia Schlossers eigener Vater war »damals«, zu Hochzeiten der »Fraktion«, Kriminalbeamter. Mittlerweile führt er ein grummelndes Rentnerdasein. Sie holt ihn – gegen erhebliche Widerstände – ins Boot bei ihrer zu Beginn fast infantilen, dann immer reiferen Ermittlungsarbeit. Patrizia Schlosser verschickt dutzende Anfragen an Leute, die etwas wissen könnten über die Untergründer und ihre Motive. Sie trifft sich mit den verrücktesten Menschen – mit echten »Systemaussteigern«, Paranoiden und Fachmännern mit Vergangenheit. Sie wird bedroht. Sie fühlt sich links. Der grantelnde Papa liefert den Gegenpol. Erst spät stellt sich heraus, wie direkt Vater Schlosser damals mit der RAF zu tun hatte ... Patrizia Schlosser



erzählt, wer ihr aus welchen Gründen ein angefragtes Gespräch absagte. Und wer überhaupt nicht reagierte. Einmal, nur ein Beispiel unter vielen, nimmt sich Karl-Heinz Dellwo, zweite RAF-Generation, gnädig Zeit für ein Interview. Tage später mailt er an Schlosser, und sie gibt es hier wieder: »Seine Generation habe wenigstens gewußt, für was sie kämpft. Wir wüßten ja nicht mal mehr, für was wir eintreten wollen.« Fräulein Schlosser fühlt Gewissensbisse: »Ich war in meinem Leben nur einmal demonstrieren. Als es um mich selbst ging, bei einer Demo gegen die Einführung von Studiengebühren an der Universität von München.« Sie liegt lange wach. Dann: »Was fällt diesem Dellwo eigentlich ein? Er war am Anschlag auf die deutsche Botschaft in Stockholm beteiligt, bei der die RAF zwölf Menschen in Geiselhaft nahm und zwei tötete. Auf eine der Geiseln schossen sie fünfmal von hinten und stießen den Sterbenden wie menschlichen Abfall die Treppe hinunter.« Das alles ist abenteuerlich gut geschrieben: Wie eine kluge Frau Schritt für Schritt von ihren linken Utopien (»und wie ich mich anbiedere. Meine Mails und Briefe [an die Linksextremen, EK] klingen wie die einer überambitionierten Grundschülerin«) läßt. Jedenfalls so halbwegs. Extrem lesenswert!

ELLEN KOSITZA ■

Pan-Afrikanische »Emanzipation«

Lisa Hoppel: *Internationalistischer Nationalismus. Lehren aus dem pan-afrikanischen Befreiungskampf*, Wien: Promedia 2019. 176 S., 20 €

»Nationalismus«, so formulierte es Henning Eichberg 1978, »ist nicht von gestern«. Vielmehr komme er »auf uns zu in dem Maße, in dem in den Metropolen die Entfremdung um sich greift. Er ist Teil eines Prozesses, in dem die Völker sich zum Subjekt der Geschichte machen – gegen Dynastien, Konzerne und Bürokraten«. Das war vom damaligen Vordenker einer primär »linksnationalistisch« ausgerichteten Neuen Rechten unbemäntelt eurozentristisch gedacht. Subjekte der Geschichte waren beispielsweise afrikanische Völker und, sofern bereits vorhanden, Nationen, über Jahrhunderte nämlich nicht. Die junge Wiener Historikerin Lisa Hoppel (geb. 1992) widmet sich nun explizit jenen Jahren zwischen 1945 und 1963, als das Gros der afrikanischen Völker infolge antikolonialer Entwicklungen die Subjektwerdung zu vollziehen versuchte und diverse nationalistische Theoreme in afrikanischen Ländern wie Ghana oder Algerien synthetisiert wurden.

Hoppel spannt indes einleitend – dem wissenschaftlichen Anspruch der Promedia Reihe *edition kritische forschung* gemäß – einen Bogen entlang der Eckpfeiler einer akademischen

Nationalismusforschung. Erklärungsversuche von Benedict Anderson, Ernest Gellner und Eric Hobsbawm (vgl. für alle Autoren *Sezession* 88) werden präzise dargestellt und eingeordnet, so daß dem Leser der Forschungsstand ausreichend vermittelt wird. Daß indes »rechte« Nationalismuskritiker und -kritiker wie Dominique Venner, Alain de Benoist und Alexander Dugin vollständig ausgeklammert werden, obwohl sie Konstruktives beizusteuern hätten, was gerade für die Erkundung nichtwestlicher Nationalismen hilfreich erschiene, entspricht der linken Vorgehensweise und kann unter der obligatorischen Anpassung an die Zeitverhältnisse verbucht werden. Trotz dieser ideologisch motivierten Selbstbeschränkung gelingt es Hoppel durchaus eloquent, »Nationalismus« als »treibende Kraft« zu definieren, die über »hoffnungs-, emotions- und handlungsauslösende Dynamik« eine »enorme Integrationskraft« bereitstelle. Daß sie sich dabei selbst in die Traditionslinie marxistischer Nationalismustheorie stellt, deutete sich an und kann dem Leser bei fortschreitender Lektüre nicht verborgen bleiben, weil sie – als zweiten Theoriebaustein – die vornehmlich orthodox marxistische Behandlung der »nationalen Frage« durch den sozialistischen Internationalismus (vgl. Lenin, dann Stalin usw.) zugrundelegt. Anschließend skizziert Hoppel in einem historischen Parforceritt die Entstehung des »Third Worldism« oder auch des »Afro-Asianismus« und bietet eine kurze Geschichte der »Blockfreien« nach Tito und Nasser. Mit diesem politisch-historischen Gerüst des Hauptteils I im Gepäck folgt erst im Teil II der Studie der Blick auf afrikanische Problemstellungen identitärer und souveränistischer Art. Auch hier muß der interessierte Leser durch ein Gewühl von Definitionen hindurch: »Afrikanismus«, »Schwarzer (Inter-) Nationalismus oder »Panafrikanismus« werden ebenso erörtert wie die Rolle Afrikas als »mythischer Referenzort der sozialen Sinnstiftung« für Schwarze in der Diaspora. Daß Hoppel immer wieder zu veranschaulichen sucht, daß die jeweiligen länderspezifischen afrikanischen Nationalismen wie auch gesamtafrikanische Pan-Varianten »emanzipatorischen« Charakter trugen und tragen, während die originär europäischen Nationalismen a priori imperialistisch gesonnen und damit regressiven Typs sind, schmälert die Leselust dann bisweilen tatsächlich. *Internationalistischer Nationalismus* kann daher nur jenen Lesern anempfohlen werden, die der nichteuropäisch-befreiungsnationalistischen Theorie und Praxis (vgl. auch die Besprechung zu Samir Amin in *Sezession* 90) ein gesteigertes berufliches oder privates Interesse entgegenbringen. Sie werden in der vorliegenden Untersuchung – trotz ideologischer Einfärbung – konzise Definitionen (Teil I) und Hinweise auf afrikanische Sonderfälle (Teil II) finden.

BENEDIKT KAISER ■

Kulturschöpfer Christentum

Rodney Stark: *Der Sieg des Abendlandes. Christentum und kapitalistische Freiheit.* Aus dem Englischen von Stefan Flach, Lüdinghausen/Berlin: Manuscriptum 2019. 431 S., 36 €

Der wohl prominenteste Verteidiger der Freiheit als Quintessenz der abendländischen Entwicklung ist kein Geringerer als Hegel. Er sieht – in Anlehnung an Paulus und Luther – alle frei »in Christo«, während im Alten Orient nur »einer« frei gewesen war, der allmächtige Despot, und zur Zeit der römischen wie griechischen Hochkultur nur wenige, die Aristokraten, dieses Privileg in Anspruch nehmen konnten.

Natürlich bedarf eine solche philosophische Pointierung der historischen Verifizierung. Nur wenige Autoren in den letzten Jahren haben sich mit einer solchen Verve wie der us-amerikanische Religionssoziologe Rodney Stark darum bemüht. Dessen Buch *Gottes Krieger. Die Kreuzzüge in einem neuen Licht* (2013) hatte vor einiger Zeit wegen »Islamophobie«-Verdachts (FAZ) zu Kontroversen geführt. Stark verbindet nun die Analyse der christlichen Hintergründe der Kultur mit den materiell-technischen Fortschritten, die sich vielfach daraus ergeben haben.

Im Kontext seiner Argumentation hinterfragt Stark die These Max Webers vom Konnex zwischen der calvinistischen Variante des Christentums und der Genese des Kapitalismus. Dieser Zusammenhang ist weltgeschichtlich weitaus später relevant als die wirtschaftsethischen Grundlagen, die hauptsächlich der katholische Glaube im Mittelalter legte. Besonders die Welt der ober- und mittelitalienischen Stadtstaaten in dieser Epoche ist immer wieder Gegenstand wirtschaftshistorischer Betrachtungen. Die beiden später heiliggesprochenen Persönlichkeiten Bernhardin von Siena und Antoninus von Florenz bewerteten Güter im 15. Jahrhundert nach ihrer Nützlichkeit, womit sie keine Einzelfälle darstellen. Unstrittig ist natürlich, daß von der christlichen Ethik unterschiedliche Impulse im Hinblick auf freies Wirtschaften ausgegangen sind. Anders als zahlreiche bis heute kursierende Legenden aus der Zeit der Aufklärung brachte das Mittelalter vielfältige Innovationen hervor. Exemplarisch anzuführen sind die Erfindungen von Brillen, Uhren und der Dreifelderwirtschaft. Daß diese nicht unabhängig von den prägenden religiösen Kräften zu erklären sind, begründet der Autor ausführlich.

Im Kontext seiner Erörterungen kommt Stark – der, Jahrgang 1934, sich übrigens selbst als Agnostiker bezeichnet – zu einem aussagekräftigen Ergebnis. Die europäischen Freiheiten basieren auf dreierlei Hauptpfeilern: christlicher Glaube, eine vielfältige Welt kleinerer oder mit-

telgroßer Territorien und die Aktivitäten unterschiedlicher Interessensgruppen.

Im fulminanten Fazit ruft Stark in Erinnerung, daß in außereuropäischen Regionen der Zusammenhang von Christentum, Vernunft und Modernität weitaus offenkundiger ist als dort, wo der Katholizismus einst kulturprägend gewesen ist. Dieser Studie ist große Aufmerksamkeit zu wünschen!

FELIX DIRSCH ■

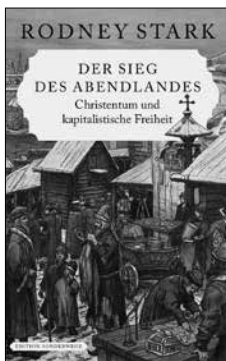
Und wie sie lügen!

Markus B. Klöckner: *Sabotierte Wirklichkeit. Oder: Wenn Journalismus zur Glaubenslehre wird.* Frankfurt a. M.: Westend 2019. 240 S., 19 €

Sabotieren unsere Leitmedien die Wirklichkeit? Markus B. Klöckner beklagt, daß in den »tonangebenden Medien« ein enger Meinungskorridor entstanden sei, der im Extremfall und bei gleichzeitig mangelhafter Qualitätskontrolle zu

einem »Fall Relotius« geführt habe. In vielen Feldern der Berichterstattung würden unliebsame Fakten ausgeblendet, es gäbe eine realitätsferne Gewichtung mancher Ereignisse, insgesamt bewegten sich die Leitmedien in einer elitären Meinungsblase. Klöckner hat sein Buch in drei Großkapitel aufgeteilt. Im ersten widmet er sich der »Zensur«, womit er einerseits die berühmte »Scheren im Kopf«, andererseits die Rekrutierungspraxis der großen Redaktionen und den

»Stallgeruch« meint, der jemandem anheften müsse, wenn er in Medienhäusern reüssieren wolle. Im zweiten Kapitel geht es um die »Medienwirklichkeit«. Hier analysiert Klöckner einige konkrete Fälle an einseitiger oder »geframter« Berichterstattung. Im dritten Kapitel untersucht er die »Herrschaftsnähe« der Journalisten. Der Autor spricht von umfassender »mentaler Korruption«. Damit wäre das Problem mit diesem Buch auf den Punkt gebracht. Erstens existiert dieses Substantiv nicht: »Bestechlichkeit« wäre das richtige Wort. Zum anderen walzt Klöckner ein Problem aus, das andere vor ihm (erste Adresse: Uwe Krüger) schon präziser und sprachlich gekonnter getan haben. Beispielsatz: »Wir könnten außerdem betonen, dass der journalistische Beruf, trotz gewiss nicht ganz niedriger Anforderungen, eben nicht nur ein Beruf ist, für den man Abitur benötigt und studiert haben muss.« Daran ist alles verquast, vom Konjunktiv über die vielen Füllwörter bis hin zur Aussage. Das Buch ist zudem von einem onkelhaften Duktus (»Doch, liebe Leser und Leserinnen, verzeihen Sie mir bitte, wenn ich das geradeheraus sage: ...«) durchzogen. Satz für Satz



um je knapp die Hälfte gekürzt, wäre dies ein passables Buch gewesen. Immerhin, und in einigen Passagen dringt die Botschaft durch, haben wir wirklich ein Problem mit kritischer Berichterstattung, moderationstechnischen Schiefen und medial verbreiteten Weltanschauungen. Wo die Gegenseite sich habituell als »Dramaqueen« verbreitet, wäre es ratsam, selbst äußerst nüchtern zu argumentieren.

ELLEN KOSITZA ■

Aus dem Reich der untergehenden Sonne

Michael Klonovsky: *Der fehlende Hoden des Führers. Vermischte Essays*, Wien und Leipzig: Karolinger 2019, 235 S., 23 €

Ein »neuer« Klonovsky! Waren bislang nur die *Acta Diurna* des vielschreibenden Stilisten (welch seltsame Kombination!) aus München in Buchform erschienen, fand sich nun ein Verlag für eine Sammlung verstreut erschienener, teils auch unveröffentlichter Texte aus 17 Jahren (2001–2017). Von dem lärmenden Titel lasse sich niemand verschrecken, der ist dem Band entnommen und weist auf die unsägliche Gier der zeitgenössischen Presse und sogenannter Historiker, sich noch der abseitigsten Fragen um das Dritte Reich anzunehmen, um damit Volkspädagogik zu betreiben. Klonovsky gelingt es, in einer »spirituellen Leibschau« zu zeigen, wie die Gestalt des vorletzten deutschen Reichskanzlers über jede Absurditätsgrenze hinaus zum Symbol erhoben und damit entmenschlicht wird.

Solche Verläufe, längst selbstverständlich und selbstlaufend geworden, sieht nur, wer weiter blickt als andere. Auf den Schultern der riesenhaften gegebenen Überlieferung stehend gelingt das auch im 21. Jahrhundert noch. Ob der Autor an den »Nichtnationalstaat« Preußen erinnert, große Romane über den Untergang Europas rezensiert oder den »Transzendentaldemokraten« Habermas abfertigt, stets wird der übergroße, auch kaum zu übersehende, Unterschied zwischen dem höher strebenden Gestern und dem schlappen Heute sichtbar. Das sei nicht als verträumte politische Romantik mißverstanden! Klonovsky nimmt auch zukünftig erst wichtig werdende Entwicklungen wahr, sieht einen heraufziehenden »Kampf zwischen denkender Biomasse und rechnender Technosphäre«. Aber er lebt und schreibt aus der großen Erinnerung.

Neben seinen bekannten aphoristischen Hieben (»Während alles Kunstgewerbe den Markt sucht, lebt die Kunst auf Distanz.«) sind Klonovskys biographische Skizzen besonders gelungen, ob Richard Wagner (überraschend überzeugend) als »deutscher Linker« in eine ganz ungewohnte Ahnenreihe sortiert, Michel Houellebecq als »nihilistischer Spätling« auf einen

Sockel in der Ruhmeshalle der zeitgenössischen Literatur gehoben, der gar nicht so langweilig-ernste Immanuel Kant demystifiziert wird oder Richard Strauss und seine Gattin in ihrer grotesken Ehe doppelportraitiert werden. Der Aufsatz über Schiller kann ein ganzes Buch ersetzen.

Was der graubunten deutschen Feuilletonlandschaft als höchst wichtige moralische Weisungen und Stoppschilder an Diskursgrenzen gilt und was sie in ihrer oft realitätsblinden Überheblichkeit dekretiert, verwirft Klonovsky als das, »was eben von totemistischen Primitiven zur Verteidigung ihrer Kulte so vorgetragen wird«. Diese radikale (berechtigte) Respektlosigkeit gegenüber der Gesamtheit spätbürgerlicher gefühlslinker Phrasendrescherei ist Grund genug, Klonovsky mit Freuden zu lesen. Wer einen weiteren Grund braucht, mag ihn in des Verfassers sicherem Umgang mit den geistigen und künstlerischen Beständen des Abendlandes und seinem verlässlichen Stilbewußtsein finden. Kein Text des Bandes greift thematisch direkt in den nächsten, und dennoch fließen sie alle ineinander: Klonovsky handelt von Europa, seinen Quellen, seiner Kunst und seinen Gefährdungen, und er tut das voller Liebe und mit der nötigen Verachtung.

Wer die Feuilletons im Land immer noch ernst nimmt, aber den Sinn für Schönheit, Wahrheit und Güte nicht verloren hat, der hat diese Aufsätze als aufweckende Merkhilfe verdient.

KONRAD GILL ■

Fitte weiße Männer

Jürgen Martschukat: *Das Zeitalter der Fitness*, Frankfurt a. M.: S. Fischer, 346 S., 25 €

Zunächst ein nebensächlicher Einwand: Wer hat diese Titelgestaltung verbochen? Wir sehen nächstens erleuchtete Hochhäuser und im Vordergrund einen kleinen Kasten, in dem sich eine Frau mit hängenden Schultern an einem Stepper (oder wie so ein Fitneß-Geh-Simulator heißen mag) übt. Dann die Innenklappe: »Jürgen Martschukat, geboren 1965, ist selbst passionierter Radfahrer, wollte aber als Historiker sein eigenes Tun einmal historisch-kritisch hinterfragen. Wenn er nicht gerade ein Buch schreibt, lehrt er Nordamerikanische Geschichte ...« etc. pp. Ei – wo sind wir gelandet? Bei einem Nischenkleinverlag, bei RTL II? Nein,

beim traditionsreichen, großen, wohl als linksliberal zu verortenden Großverlag S. Fischer. Dies nur als kulturpessimistische Abendlanduntergangsfeststellung am Rande. Die seit ein paar Jahren gängige These, hier als Fragestellung erneuert, läßt sich anhand des Rücktitels gut zusammenfassen: »Wer nicht fit, wer gar dick ist, ist heute außen vor. Unsere Körper sind unser Kapital, Fitness ist unser Statement. Der durchtrainierte Körper zählt in der Arbeitswelt, beim



Militär und beim Sex – damit ist er im Neoliberalismus angekommen.« Das klingt bekannt und süffig. Es gibt seit langem (im Grunde seit der Aerobic-Welle in den frühen achtziger Jahren; seither gab es dutzende andere Trends von Bodyshaping über Pilates und HIIT bis zu Crunning) hunderte »kritische« Feuilletonartikel zu diesen Themen: Body Positivity, Fat Shaming, genormte Körper, Lookismus, das überforderte Selbst usw. usf. Auf der einen Seite rackern die Körperperformer – auf der anderen Seite schreiben die, die die Oberflächlichkeit all dieser Körpermoden analysieren wollen. Vermutlich gibt es einen beträchtlichen Zwischenbereich. (Herr Martschukat fährt ja auch Rad.) Dieses interessante Essay – mit einem knapp hundertseitigen Anmerkungsapparat – ist in sechs Kapitel gegliedert: »Fit statt fett?«; »Konjunkturen eines Konzepts seit dem 18. Jahrhundert«; »Arbeiten«; »Sex haben«; »Kämpfen«, und einem Appendix, der kritisch nachfragen will: »Produktiv, potent, kampfbereit?« Daß wir es bei diesem Autor eher mit einem linken Zeitgenossen zu tun haben, verrät nicht nur das Autorenphoto. Martschukat schreibt zwar weitgehend klares, unverschurbeltes Deutsch, aber einige Wendungen machen klar, durch welche Brille er schaut. Die Demütigungskategorie »weiße Männer« spielt eine erhebliche Rolle, »Heteronormativität« auch; zudem geht es typisch linksakademisch um »Körperpolitiken« und »Fitnessdispositive«. Es ist dennoch ein sehr lehrreiches Buch, auch wenn Martschukat allzusehr auf den angloamerikanischen Markt und die entsprechende Literatur schaut. (Beispielsweise spielt der gute, alte, deutsche »Betriebssport« keine Rolle, wohl aber dessen Ausformungen in Übersee.) Sehr genau beobachtet Martschukat den Bedeutungswandel des Wortes »Fitness«. Das ist hochinteressant. In Henry Fieldings *Tom Jones* (1749) wurde »Fitness« noch als »unveränderliche Zweckmäßigkeit der Dinge« übersetzt, und genau das war damals auch gemeint. Keine Rede von »Selbsterziehung« oder »Training«! Ein halbes Jahrhundert später kam zumindest in Deutschland das zackige »Turnen« durch den »Turnvater Jahn« auf. Aber auch hier war nicht das gestählte Individuum der Fluchtpunkt, sondern das Wohl der Nation. Noch 1869 wurde in der deutschen Übersetzung der Neuauflage von Charles Darwin das berühmte »Survival of the Fittest« mit dem »Überleben der Passendsten« übersetzt. Von *self-culture* oder Selbsterziehung war da noch keine Rede, es ging allein um gegebene Befähigungen und keinen Trainingseffekt. Um die Jahrhundertwende, also zu Zeiten der Lebensreform, begann sich der Ertüchtigungsanspruch Raum zu verschaffen. Wir lesen: 1904 wurde das Buch des dänischen Gymnastiklehrers Johann Peder Müller mit dem sagenhaften Titel *Mein System. 15 Minuten tägliche Arbeit für die Gesundheit* zum europäischen Bestseller. Wir lesen auch von zwei wunderbaren Kar-



rieren, nämlich denen von Bernarr Macfeddon (1868–1955; das Doppel-R hatte sich der einst schwächliche Waisenjunge und Vegetarier zugelegt, um martialischer zu klingen) und von Eugen Sandown (eigentlich Friedrich Wilhelm Müller aus Königsberg, 1867–1925), die als erste »Bodybuilder« von Weltruhm reüssierten. Gibt es bei all diesem Fitneß-Rummel eigentlich ein Gender-Gap? Ja, deutlich. Um das herauszustellen, muß man womöglich nicht »links« sein. Es geht/ging immer um den »weiblichen Konsumkörper« im Gegensatz zum »männlichen Produktionskörper«. Modische Blättchen mögen uns heute Ladies mit Bizeps und Konturen vorführen. Netter Versuch! Läuft aber nicht so. Auch heutige Fitneßladies haben ein Augenmerk auf einen möglichst ausladenden Hintern und eine (wenigstens optisch) »stillfreudige« Büste.

ELLEN KOSITZA ■

Unheilige Familie

Necla Kelek: *Die unheilige Familie. Wie die islamische Tradition Frauen und Kinder entrechtet*, München: Droemer Knaur 2019. 336 S., 19.99 €

Die muslimische Feministin Necla Kelek wirft dem Islam vor, die Institution einer »unheiligen Familie« hervorgebracht zu haben. Das von »archaischen islamischen Vorstellungen geprägte« Familienbild unterscheide sich grundlegend vom Familienbild europäischer Kulturen, mit dem Kelek sich identifiziert. In ihrem Buch macht die Autorin das Innenleben islamischer Familien sichtbar und arbeitet kulturelle Unterschiede heraus.

Während einige Muslime sich erfolgreich in europäischen Kulturen assimiliert hätten, habe sich auch eine islamische Gegengesellschaft gebildet, für die der Islam (Kelek knüpft hier an Max Weber an) eine auf Beute- und Machtgewinn ausgerichtete »Herren- und Kriegerreligion« sei. Die Frau habe in der Geschichte die erste Beute des Islam dargestellt. Der Koran enthalte detaillierte Regelungen für die Zwangsverheiratung der von Mohammed bei seinen Raubzügen erbeuteten Frauen. Abseits davon habe Mohammed die Ehe als Geschäft definiert, bei dem die Frau wie anderer Besitz für eine Gegenleistung zwischen Familien übergeben werde. Er habe sich dabei an Praktiken der Prostitution und des Umgangs mit weiblichen Sklaven orientiert. Als System der Unterwerfung beruhe der Islam auf Hierarchien, in denen die Frau den niedrigsten Rang einnehme. Die Mitsprache der Frau sei in diesem Verständnis von Ehe und Familie in jedem Fall nicht vorgesehen.

Die Ehre des Mannes und dessen Rang in der Hierarchie werde im Islam durch seine Fähigkeit zur Anwendung von Gewalt und durch die Demütigung anderer definiert. Traditionell geprägte

islamische Männer seien gegenüber Frauen daher häufig gewalttätig. Schwiegermütter, ältere Geschwister oder ältere Ehefrauen in den auch in Deutschland unter arabischen Muslimen verbreiteten polygamen Ehen würden ihrem höheren Rang in dieser Hierarchie ebenfalls durch Gewalt und Demütigung Ausdruck verleihen, die sich gegen jüngere Frauen richteten. 80 Prozent der Frauen, die in Frauenhäusern in Deutschland Zuflucht suchten, kämen aus islamischen Familien, die außerdem von Vernachlässigung der Kinder und Bildungsferne geprägt seien.

Dieses Geschlechterbild und Verständnis von Ehe und Familie präge Teile des Islam bis in die Gegenwart. Die islamische Familie sei nicht, wie in den Kulturen Europas, eine Schule des freien Menschentums, die der Heranbildung von zur Eigenverantwortung fähigen Menschen diene, sondern beruhe auf der Verfügung des Mannes über Frauen und Kinder. Sie sei »ein Gefängnis«, das nicht unter dem Schutz der staatlichen Ordnung in Deutschland stehen dürfe.

Das »in muslimischen Gesellschaften herrschende Patriarchat« müsse »gestürzt« werden. Dazu solle der deutsche Staat muslimische Frauen in ihrer Selbstständigkeit stärken. Dies stelle sich als schwierig dar, da viele Muslime dagegen Widerstand leisten würden. Dieser Konflikt müsse jedoch im Interesse der freiheitlichen Gesellschaft ausgetragen werden. Es gehe »um unsere Identität«.

Den Sozialwissenschaften wirft Kelek vor, kein Interesse an dieser Problematik zu haben. Bei zentralen islam- und migrationsbezogenen Herausforderungen gebe es »elementare Bereiche, die weder erforscht noch problematisiert werden«, darunter auch die hier angesprochenen. Es finde eine »fatale Ausblendung von Fakten« statt, was »auch dem Diskriminierungstabus, der Angst vor der Rassismuskelle geschuldet« sei.

THOMAS SCHMIDT ■

Ostasien hat sie

Gunnar Heinsohn: *Wettkampf um die Klugen. Kompetenz, Bildung und die Wohlfahrt der Nationen*, Zürich: Orell Füssli 2019. 232 S., 12 €

Gunnar Heinsohn, der sich seit Jahrzehnten mit Fragen der Bevölkerungspolitik befasst, nimmt nun die globale Wirtschafts- und Technikentwicklung in den Blick. Bei der Betrachtung des weltweiten Trends werde, so Heinsohn, der Faktor Bildung/Kompetenzen meist falsch betrachtet. Ausgegangen werde davon, daß Bildung/Kompetenz allein eine Frage von finanziellen Voraussetzungen und entsprechenden Programmen sei. Heinsohn widerspricht klar. Als Maßstab dienen ihm eindeutige Ergebnisse wie die mittels TIMSS (Trends in International Mathematics and Science Study) ermittelten Zahlen

oder die Anzahl registrierter Patente. Betrachtet man das gegenwärtige »Weltsystem«, so ergibt sich eine Dreiteilung, wobei Ostasien eindeutig vorn liegt. Hier werden die höchsten TIMSS-Werte gemessen, 30 bis 50 Prozent der Kinder erreichen das Ergebnis »advanced«. In den »Europäiden Gebieten« (neben Europa Rußland, USA, Kanada, Israel und Australien) kommen noch zwei bis 20 Prozent auf diesen Wert, im Rest der Welt sind es null bis zwei Prozent.

Heinsohn operiert vor allem mit dem Wert der »Cognitive Ability« (CA). Diese »mißt mit ihrer Konzentration auf Mathematik und Naturwissenschaften objektiver als jedes andere Verfahren, was für geistige Hochleistungen unverzichtbar ist«. CA sei erkennbar unterschiedlich ausgeprägt; ein Fakt, der im Sinne eines illusorischen Gleichheitsideals nicht akzeptiert werde, was verheerende Folgen für wirtschaftliches und politisches Agieren habe. Heinsohn beläßt es bei der Feststellung der Unterschiede. Mit Aussagen über deren Ursachen hält er sich zurück, er räumt lediglich ein, CA sei »keine ewig festliegende Größe«, und ein Gen, »das geistige Fähigkeiten vorab fixiert«, könne niemand benennen.

Unter den Beispielen, die Heinsohn für die Bedeutung der CA anführt, gehört der Vergleich von Ghana und Südkorea. Letzteres Anfang der 1950er Jahre kriegszerstört, ersteres kolonial unabhängig geworden und als »Musterland für westliche Entwicklungshilfe vorgesehen«, starteten zur gleichen Zeit als »Ökonomiezwillinge« – und drifteten dann bekanntermaßen bezüglich ihrer Entwicklung erheblich auseinander. Ein anderer Vergleich: 2018 brachten es 400 Millionen Araber auf 922 Patente, das nicht einmal zehn Millionen Einwohner umfassende Israel auf 1899 Patente.

Groß im Kommen sei China. Derzeit behindernde Faktoren wie rückläufige Bevölkerung oder Einschränkungen beim freien Wirtschaften würden den Aufstieg nicht aufhalten. CA sei derzeit weltweit rar. Da sie nicht beliebig »erzeugbar« sei, müsse der eigene Mangel durch Abwerbung aus anderen Ländern ausgeglichen werden. Genannt wird die Zahl von 40 Millionen Hochqualifizierten, die im Jahr 2020 fehlten. Über die Zukunft entscheide der Erfolg im »Wettkampf um die Klugen«, verbunden mit dem Fernhalten von wenig oder gar nicht Qualifizierten, welche nicht nur das Niveau senken, sondern auch versorgt werden müssen.

Heinsohns Ausblick gipfelt in einer zweigeteilten Welt. Rußland, die USA und China könnten mit kleineren Staaten eine eingehegte »Kompetenzwelt«, bilden, die sich von den übrigen Territorien abschirme. Hier befände sich ein Drittel bzw. im Laufe der Zeit ein Viertel der Gesamtbevölkerung. Auf der Karte, die Heinsohn beigegeben hat, gehört Deutschland noch zum Bereich der »Kompetenzwelt«. Ob das bereits Anlaß zu Optimismus geben sollte, sei dahingestellt.

ERIK LOMMATZSCH ■



Sezession

Programm und Redaktion

Sezession ist eine politisch konservative Zeitschrift. Sie wird von Rechtsintellektuellen gemacht, die Redaktion hat ihren Sitz auf dem Rittergut Schnellroda in Sachsen-Anhalt.

Sezession bündelt Gedanken, Argumente und Lösungsansätze sechs Mal im Jahr auf jeweils 72 Seiten – drei Mal thematisch gebunden, drei Mal in einem offenen Heft.

Sezession wird vom Institut für Staatspolitik (IfS) herausgegeben und erscheint 2020 im achtzehnten Jahrgang.

Presse über uns

- ▶ eine »kluge Zeitschrift« (*Die Welt*)
- ▶ die »Pflichtlektüre der neurechten Intelligenz« (*Tagesspiegel*)
- ▶ »unverzichtbar für jeden Konservativen, der mitdenken will« (*Junge Freiheit*)

Ihr Abonnement

Ein Jahresabonnement (sechs Hefte) kostet inklusive Porto:

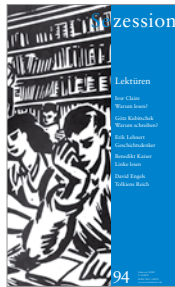
- ▶ 50 € im Normalbezug,
- ▶ 35 € ermäßigt für junge Leser in Ausbildung,
- ▶ 75 € im Förderabonnement,
- ▶ 60 € für Auslands-Abonnenten.

Ihre Prämie 2020

Neuabonnenten erhalten als Prämie zwei *Sezession*-Hefte aus dem Archivbestand mitgeliefert.

Sezession
Rittergut Schnellroda
06268 Steigra

Überblick 2020, 18. Jahrgang



Heft 94 / Februar / 11 €
Thema: »Lektüren«

72 Seiten, Beiträge u. a.:

Ivor Claire
Warum lesen?
Götz Kubitschek
Warum schreiben?
Erik Lehnert
Geschichtsdenker
David Engels
Tolkiens Reich



Heft 97 / August / 11 €
offenes Heft

72 Seiten, Beiträge u. a.:

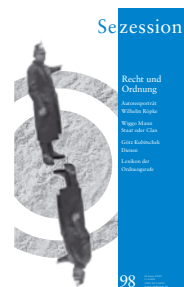
Autorenporträt
Franz Werfel
Thor v. Waldstein
Hegel – deutsches Denken
Caroline Sommerfeld
Abstand von Hegel
Erik Lehnert
10 Jahre Sarrazin



Heft 95 / April / 11 €
offenes Heft

72 Seiten, Beiträge u. a.:

Autorenporträt
Friedrich Hölderlin
Rolf Schilling
Mein Hölderlin
Stefan Scheil
Frankreich 1940
Konstantin Fechter
Kapp-Putsch 1920



Heft 98 / Oktober / 11 €
Thema: »Recht und Ordnung«

72 Seiten, Beiträge u. a.:

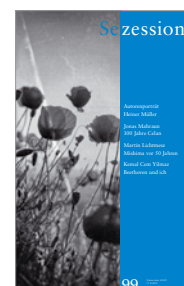
Autorenporträt
Wilhelm Röpke
Wiggo Mann
Staat oder Clan
Götz Kubitschek
Dienen
Lexikon der
Ordnungsrufe



Heft 96 / Juni / 11 €
Thema: »Metapolitik«

72 Seiten, Beiträge u. a.:

Autorenporträt
Antonio Gramsci
Götz Kubitschek
Das metapolitische Maximum
Benedikt Kaiser
Criticón 1970–2005
Jonas Schick
Gesellschaftlicher Stoffwechsel



Heft 99 / Dezember / 11 €
offenes Heft

72 Seiten, Beiträge u. a.:

Autorenporträt
Heiner Müller
Jonas Mahraun
100 Jahre Celan
Martin Lichtmesz
Mishima vor 50 Jahren
Kemal Cem Yilmaz
Beethoven und ich

Das Buch im Haus nebenan ist wie ein
scharf geladenes Gewehr.

RAY BRADBURY



Hungriger, greif nach dem Buch:
Es ist eine Waffe!

BERTOLT BRECHT



Lesen kann brutal sein.
SPRUCHWEISHEIT, UNBEKANNT